Hans Joachim Schädlich
Zwei Studien und ein Gespräch

Wolfgang Müller

Druck: Universitätsdruckerei Bremen

Vertrieb: Institut für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien
Universität Bremen, Fachbereich 10
Postfach 33 04 40, 28334 Bremen

Tel.: 0421 218-3236
Fax: 0421 218-4961
e-mail probst@uni-bremen.de

Selbstkostenpreis: DM 5,00

Copyright: beim Verfasser

Materialien und Ergebnisse aus Forschungsprojekten des Institutes
Heft 13: Hans Joachim Schädlich - Zwei Studien und ein Gespräch

Inhaltsverzeichnis

Vorwort..... S. 4

Abstract..... S. 5

„Über Dreck, Politik und Literatur“ – Zu politischen und ästhetischen Positionen Hans Joachim Schädlichs nach dem Fall der Mauer..... S. 6

„Das beste ist natürlich, man hat gar nichts mit Diktaturen zu tun.“ Gespräch mit Hans Joachim Schädlich (1994)..... S. 17

„Ich liefere bloß eine Beschreibung. Machen Sie daraus, was Sie wollen.“ Zu Hans Joachim Schädlichs Roman *Schott*..... S. 47

Vorwort

In der Reihe *Materialien und Ergebnisse aus Forschungsprojekten des Instituts für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien* sind bisher Mitarbeiter des Instituts und bremische Nachwuchswissenschaftler zu Wort gekommen. Das vorliegende Heft versammelt Studien zu Hans Joachim Schädlich von Prof. Dr. Wolfgang Müller vom Dickinson College in Carlisle/Pennsylvania (USA), der, im Zusammenhang mit der Partnerschaft zwischen der Universität Bremen und dem Dickinson College, unserem Institut seit vielen Jahren als *Fellow* verbunden ist und sich in regelmäßigen Abständen in Bremen aufhält. Wir freuen uns, daß dieses Heft, als Ausdruck langjährigen wissenschaftlichen Austauschs, zustandegekommen ist.

Hans Joachim Schädlich ist einer der renommiertesten, literarisch bedeutendsten Autoren aus dem Kreis derer, die seit 1976 die DDR verließen. Er war ein Schriftsteller, den man nicht veröffentlichen ließ, und ein bekennender Demokrat, der alle Vorstellungen seiner Intellektuellen-Kollegen, den „realen Sozialismus“ vielleicht doch noch reformieren und zum „wahren Sozialismus“ machen zu können, für illusionär hielt. Der Gang der deutschen Dinge seit 1989 hat ihn ohne Einschränkung bestätigt. Zur DDR-Literatur wollte und will Schädlich eigentlich nicht gehören – und muß es doch hinnehmen, wenn er zumindest partiell in Kontexten von DDR-Literatur gesehen und analysiert wird, ohne daß jemand auf die Idee käme, seine Texte mit denen von Hermann Kant und Erik Neutsch, ja, nicht einmal mit denen von Christa Wolf und Volker Braun in eins zu setzen. Schädlich war und ist ein freier Geist, dessen Selbstverständnis als Intellektueller deutschen Gepflogenheiten strikt zuwiderläuft. Das beweisen seine Texte, das zeigt sein Verhalten nach der Biermann-Ausbürgerung 1976, in der Stasi-Debatte und in den Kontroversen um die beiden deutschen PEN-Zentren wie um die Akademien der Künste Ost und West. Hans Joachim Schädlich hat bis zu seiner Ausreise aus der DDR schlimme Verletzungen hinnehmen müssen, und so kann man es ihm nicht verdenken, daß seine Urteile auch über die Kollegenschaft bisweilen brüsk sind. – Im Gegensatz zu den meisten anderen aus der DDR stammenden Autoren hat sich der Erzähler Schädlich nicht erst mühsam von einer lähmenden ideologischen oder ästhetischen Erbschaft freischreiben müssen. Seine Prosa ist von Beginn an luzide, sprachmächtig, souverän. Und sein letzter Roman *Schott* ist, so hat Ruth Klüger befunden, ein Meisterwerk.

Wolfgang Müller hatte das Glück, Hans Joachim Schädlich 1993/94 für mehrere Monate als *writer in residence* am Dickinson College gewinnen zu können. Aus dieser Zeit der persönlichen Begegnung stammen die hier dokumentierten aufschlußreichen Gespräche, in dieser Zeit wurde eine nähere Beschäftigung mit Schädlichs Werk und Person angeregt, die sich in den beiden Studien Müllers zu Schädlichs politischen und ästhetischen Positionen sowie zum Roman *Schott* manifestiert.

Bremen, im Februar 1998 Wolfgang Emmerich

Abstract

In its *Materialien und Ergebnisse* publications the *Institut für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien* (Institute for German Cultural Studies) has focused mostly on broad issues such as the civil rights movement in the GDR (Heft 1), the relationship of GDR-literature to GDR literary criticism (Heft 2), the status of intellectuals after unification and controversies related to German unification (Heft 4), and the attitude of young German writers towards German unification (Heft 11). Nevertheless, studies of pivotal individual writers have had their place in the overall program of the Institute. In Heft 3, Wilfried Grauert showcased his study of Volker Brauns writings in the eighties, in Heft 9, Hans Joachim Schröder analyzed writings of Maxie Wander and Sarah Kirsch, and in this issue of the *Materialien and Ergebnisse*, Wolfgang Müller explores Hans Joachim Schädlichs life and works in an extensive interview that he conducted with the writer in 1994, and in two articles he has written on Schädlich, one on Schädlichs poetic and political views, and the other one on Schädlichs 'masterwork' (as Ruth Klüger put it) *Schott*.

While the interview juxtaposes Schädlichs biography with major political developments in the GDR such as the 1953 uprising, the expulsion of Wolf Biermann, the building and the fall of the Berlin Wall, and German unification, the first article explores his aesthetic positions and his views on currenct political events such as the debate about the Stasi and the fusion of the two German PEN Centers and the two Academies of Art. The second article attempts to shed light on Schädlichs *Schott*, one of the most interesting and difficult novels written in Germany after the second World War. It is the story of the hero Schott who explores the vestiges of the Nazi- and Stalinist dictatorships and the possibilities of freedom in a post-dictatorial society, themes which are essential to the overall research project of the Institute.

„Über Dreck, Politik und Literatur“[1] - Zu politischen und ästhetischen Positionen Hans Joachim Schädlichs nach dem Fall der Berliner Mauer*

Hans Joachim Schädlich ist einer der wenigen Autoren aus der DDR, der, obwohl er wie viele bis in die späten sechziger Jahre glauben wollte, daß man in der DDR trotz allem demokratische Verhältnisse etablieren könnte, nie an der Epochenillusion[2] des Sozialismus gehangen hatte und dessen Texte nie als ein Dialog mit den Herrschenden anzusehen waren. Er ist auch nicht, wie die meisten anderen Schriftsteller, die zu lange in der DDR ausgeharrt hatten und denen nach dem Untergang des „ersten Arbeiter- und Bauernstaates“ ihr „ganzer Text unverständlich wurde“[3], über die Mitgliedschaft in der SED zu DDR-kritischen Positionen gelangt, hat sich nie als DDR-Autor gefühlt und hat daher auch nicht „das Dilemma der zu frühen Bindungen und zu späten Abschiede gehabt“[4], wie Joachim Walther das einmal ausgedrückt hat, oder, um ein Wort Manès Sperbers zu gebrauchen, das „Mißverständnis der falschen Identifikationen“[5]. Er fühlte sich immer als Bürger, als Demokrat und deutscher Schriftsteller und war daher im Staat der Arbeiter und Bauern von öffentlich literarischem Wirken von Anfang an ausgeschlossen. Sein erstes Buch, der Erzählband *Versuchte Nähe* konnte erst 1977, dem Jahr seines Weggangs aus Ostberlin, bei Rowohlt erscheinen. Unter den Autoren aus der DDR nimmt er deshalb eine gewisse Sonderstellung ein, ja, er verkörpert wegen der Konstanz seiner politischen Haltung und seines moralischen Anspruchs, in diesem Punkte Heinrich Böll nicht unähnlich, so etwas wie einen moralisch ruhenden Pol — eine Bezeichnung übrigens, die er vehement ablehnen und eine Funktion, die er, wenn es sie denn gäbe, weit von sich weisen würde. Und das nicht nur, weil sie seinem Temperament, sondern auch, weil sie seinen Vorstellungen von der Rolle eines Autors widerspricht, die er nicht in der Hybris eines Präzeptors sieht, sondern in der bescheideneren desjenigen, der Geschichten für sich erzählt, die eventuell von anderen angenommen werden. Trotzdem hat er sich nicht erst nach dem Untergang der DDR politisch verhalten, hat sich in Interviews, Essays und durch seine Herausgebertätigkeit direkt und in vielen seiner literarischen Texte indirekt zu politischen Fragen geäu-

[1] Der Titel dieses Aufsatzes entspricht dem des von Hans Joachim Schädlich herausgegebenen Buches *Über Dreck, Politik und Literatur*, Literarisches Colloquium Berlin, Berlin 1992.
[2] Siehe Horst Domdey, „Die DDR-Literatur als Literatur der Epochenillusion“, in: *Zur Literaturgeschichtsschreibung der DDR-Literatur. Die DDR im vierzigsten Jahr. Geschichte, Situation, Perspektiven. XXII. Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland*, 16. bis 19. Mai 1989, Köln 1989.
[3] „Und unverständlich wird mein ganzer Text“ - aus dem Gedicht Volker Brauns „Das Eigentum“ („Nachruf“), in: *DIE ZEIT* vom 10. August 1990.
[4] Zitiert in: Wolfgang Emmerich, *Kleine Literaturgeschichte der DDR*, Leipzig 1996, S. 475.
[5] Manès Sperber, *Wie eine Träne im Ozean*, München 1980, S. 5.

ßert. Seine politische Position läßt sich besonders deutlich anhand der Themen Stasi, Abgrenzung zu den sogenannten kritisch-loyalen Autoren aus der DDR, Vereinigung der PEN-Zentren Ost und West und seinem Verständnis der Einigung Deutschlands nachzeichnen.

Wenn man — metaphorisch — über den Dreck in Deutschland spricht, darf man das Erbe der Stasi nicht vergessen. Zwar wurde man in der DDR auch zu dunkel stalinistischen Zeiten nicht mehr wegen eines Gedichtes erschossen wie noch in der Sowjetunion der dreißiger Jahre, aber die Verwüstungen, die dieses Regime, in diesem Fall die Stasi, in den Seelen von Opfern und, auf andere Weise, von Tätern hervorgerufen hat, sind erschreckend. Schon die Anzahl der „Soldaten an der unsichtbaren Front" ist erstaunlich. Allein auf der „Linie Kultur" waren laut Joachim Walther rund 1500 Inoffizielle Mitarbeiter (IM) aktiv, und von den19 Präsidiumsmitgliedern des DDR- Schriftstellerverbandes wirkten im Jahre 1987 immerhin 12 als IM.[6] Die Namensliste derjenigen, die aus den einen oder anderen Gründen mitgemacht haben, sei, so Peter Dittmar, „beachtlich und erschreckend, denn sie reicht von Hermann Kant bis zu Erwin Strittmatter, schließt Paul Wiens, Fritz Rudolf Fries, Peter Edel, Bernhard Seeger, Fred Wander, Benito Wogatzki, Günter Görlich, Uwe Kant, den Kinderbuchautor Gerhard Holtz-Baumert, den Theatermann Manfred Wekwerth und immer wieder Klaus Höpcke ein, und setzt sich bei zahlreichen Mitarbeitern der Verlage und Hochschullehrern fort."[7]

Alte DDR-Ideologen, interessierte ehemalige „Kämpfer an der unsichtbaren Front" und vom gekränkten Ego vieler Ostdeutscher beflügelte Politiker haben es weitgehend erfolgreich verstanden, die Stasiproblematik als eine West-Ost-Kontroverse darzustellen, deren Kern darin besteht, daß die Westler die Stasimitgliedschaft von Ostdeutschen als Instrument benutzen, die Ostdeutschen aus ihren lukrativen Ostjobs zu hebeln. Man hört sogar das Wort Inquisitor, wenn von Joachim Gauck, dem die Verwaltung des in Akten festgehaltenen Herrschaftswissens der Stasi obliegt, die Rede ist, und das von Leuten, die es, wie Schädlich einmal ironisch anmerkte, leider versäumt hatten, den Chef der Stasi, Erich Mielke, als Inquisitor und die Stasi als Inquisition zu benennen.[8]

Hans Joachim Schädlich hat sich verschiedentlich zu diesem komplexen Thema und damit zum Verrat an Mitmenschen, Freunden, Ehepartnern und Kollegen, letztlich, zu Schuld und Verantwortung für die vierzig Jahre Diktatur in der DDR geäußert. Zuerst in seinen kleinen Erzählungen *Unter den Achtzehn Türmen* (1971) und *Kleine Schule der Poesie* von 1976, in denen er die Praktiken der Stasi anhand zweier jugendlicher Touristen in Prag und eines jun-

[6] Joachim Walther, *Sicherungsbereich Literatur*, Berlin 1996, S. 557-558.
[7] Peter Dittmar, „Keine Wanzen, weil die Dielen knarrten," in: Die Welt vom 2. Oktober 1996.

gen DDR-Autors nachzeichnet.[9] Dann in seinem Roman *Tallhover* aus dem Jahre 1986, der nicht weniger versuchte, als eine Darstellung des Menschentyps, der sich zur Bewachung und Unterdrückung seiner Mitmenschen unter den verschiedensten Regimen berufen fühlt — zwar mit anderen Mitteln, aber ähnlich vielleicht der Studie zum autoritären Charakter von Horkheimer und Adorno aus den frühen vierziger Jahren. Eine weitere, direkte Auseinandersetzung mit der Staatssicherheit ist der von ihm herausgegebene Band *Aktenkundig* aus dem Jahre 1992, in dem verschiedene Autoren ihre Erfahrungen mit der Staatssicherheit darlegen. Am eindringlichsten jedoch ist seine kleine Erzählung *Die Sache mit B.*[10], deren sprachliche Kargheit und Lakonie von der hilflosen Verzweiflung des Erzählers zeugt. Es geht hier um die Darstellung des Verhältnisses zweier Brüder, von denen einer, der bewunderte ältere, den jüngeren über Jahre hinweg an die Stasi verrät — eine moderne Kain-und-Abel-Geschichte. Am Ende gesteht der Autor und Erzähler, daß die Erzählung kein Ende habe; die Leser wissen, es ist ja seine eigene Geschichte, die Geschichte des Autors Schädlich.

Viele wohlmeinende Leute hingegen, unter ihnen Politiker und Historiker wie Golo Mann, selbst einige ehemalige Bürgerrechtler, wie z. B. Schorlemmer, wollten am liebsten die Stasiakten schließen oder sie gar verbrennen. Für Schädlich hingegen ist die Aufklärung der Stasiverbrechen eine Arbeit, „ohne die eine demokratische Kultur in Deutschland — auch eine linke — keine Chance hat. Die Aufklärung der Stasiverbrechen ist Teil einer demokratischen Kultur.“[11] Minimalbedingung einer demokratisch verfaßten Gesellschaft wäre laut Schädlich, „... daß ein MfS-Spitzel (von MfS-Offizieren ganz zu schweigen), der der SED-Diktatur gedient hat, darauf verzichtet, in der demokratischen Gesellschaft Abgeordneter, Anwalt, Beamter, Bischof, Lehrer, Offizier, Pfarrer, Polizist, Professor, Psychiater, Richter usw. sein zu wollen.“[12] Doch danach steht vielen ehemaligen Tätern, Halbtätern und anderweitig in den Bann der Stasi Geratenen nicht der Sinn. Sie schweigen über ihre Vergangenheit, fühlen sich von denen, die nachfragen, beleidigt, diskriminiert und sehen sich gern als Opfer. Besonders jene, die in Partei und Stasi an den Schalthebeln der Macht saßen wie z. B. Markus Wolf, berufen sich nun auf das gleiche bürgerliche Recht, das sie so lange bekämpft hatten, um nun

---

[8] Hans Joachim Schädlich (Hrsg.), *Aktenkundig*, Berlin 1992, S. 7.

[9] Ein scheinbar fiktiver Vorgang, der sich ironischerweise aber in fast der gleichen Form als Lehrfilm der Stasi wiederfindet. Im Lehrfilm wird ein Mitarbeiter der Stasi, welcher überlaufen wollte, aufgrund eines vom ungarischen Geheimdienstes mitgeschnittenen Telefonanrufs durch die Analyse seines Dialekts identifiziert. Siehe Yaak Karsunke, „’Benennungsverbote’ - Auskünfte von und über Hans Joachim Schädlich“, in: Wulf Segebrecht (Hrsg.), *Fußnoten zur Literatur*, Bamberg 1995.

[10] In *Kursbuch* 109 (1992). Auch in *Fußnoten zur Literatur*, Nr. 32.

[11] Hans Joachim Schädlich (Anmerkung 8), S. 9.

[12] Ebd., S. 169.

ihre Unschuld zu beweisen, statt sich zu ihren Taten zu bekennen und wenigstens für kurze Zeit, gleichsam symbolisch, ins Gefängnis „des Klassenfeindes“ zu gehen — nach ihrer ehemaligen Ideologie eigentlich Ehrensache. Und sie finden im gegenwärtigen politischen Klima, in dem innere Einheit gefordert ist, damit auch immer mehr Gehör.
Um das Erinnern an Schuld und Verantwortung für das repressive Regime in der DDR geht es Schädlich auch bei seinen Auseinandersetzungen mit den sogenannten kritisch-loyalen DDR-Autoren wie z. B. Christa Wolf, Volker Braun und teilweise Stefan Heym und Stephan Hermlin, denen er den Vorwurf machte, literarische Mitläufern gewesen zu sein.

> „Der Anspruch mancher literarischer Mitläufer, das eigene Werk enthalte das eigentliche, gegen das System gerichtete subversive Potential, stellt eine weniger kuriose Variante selbstrettender Rechtfertigung vor. Angesichts der Opfer, die zum Schweigen verurteilt waren, mag von Anmaßung zu reden sein.“[13]

Ob man nun das polemische Wort von den literarischen Mitläufern, das Schädlich auf diese Autoren gemünzt hatte[14], für gerecht hält oder nicht - die Vehemenz und Konsequenz, mit der er sich so von den ehemals als kritisch gegoltenen Autoren abgrenzt, ist jedenfalls nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, wie er selbst von ihnen behandelt wurde. Denn für sie war er, als es die DDR noch gab, einfach nicht akzeptabel, weil die Ablehnung seines „bürgerlichen“ Demokratieverständnisses die Bedingung ihrer eigenen, loyalen Kritik am realen Sozialismus war. Im Vergleich mit ihren Werken mußte sich z.B. *Versuchte Nähe*, das Texte aus den Jahren 1969 bis 1977 enthält, wie „Das Andere“ schlechthin ausnehmen, das ihr eigenes Schaffen irgendwie gealtert, ideologisch vorbelastet erscheinen ließ. Da schrieb jemand, als kennte er die Regeln nicht, als wüßte er nicht, wo er lebte, als erwartete er tatsächlich, daß sich Lektoren für Bücher einsetzten, die viel mit der Realität des Landes zu tun hatten, aber wenig mit dessen Ideologie. Da schrieb jemand, als gäbe es keine Partei, keine Staatsräson und keine Bedrängnis durch die Staatssicherheit, so als hätte der Schreiber nie etwas von Hetze gegen den Staat als eines Paragraphen des Strafgesetzbuches gehört. Hier bestand jemand auf bürgerlichen Rechten, die offiziell, wie allgemein bekannt, doch schon lange mit „neuer Qualität“ verwirklicht waren. Hier schrieb jemand, der wie selbstverständlich Tabus brach — ein moderner Kaspar Hauser unter den halbwegs Einsichtigen und Mitmachern. Ja wo leben wir denn, und muß man dem denn alles erklären, werden sie sich gefragt haben? Daher die Ge-

[13] Hans Joachim Schädlich, „Thesenpapier“, gelesen auf einer Tagung der Hanns-Seidel-Stiftung am 10. Februar 1991, in: *Die Welt* vom 17. Februar 1991.

reiztheit des Tones von Kurt Batt, des damaligen Cheflektors des Hinstorff Verlages, der es als eine politische Zumutung betrachtete, daß man ihm überhaupt solche Texte vorlegte und es seinem Freund Bernd Jentzsch verbot, in seinem Beisein über Schädlich zu reden.[15] Daher die Ambivalenz in Christa Wolfs kurz vor seiner Ausreise gegebenem Rat an ihn, daß Leute, die getan hätten, was er getan hätte, besser das Land verließen, was entweder bedeuten konnte: Ich finde es richtig, daß du gehst, und ich sympathisiere mit dir; oder aber: Ich finde es richtig, daß du gehst, weil du „uns" hier störst[16] — auf jeden Fall ein nichttröstender Satz, der die Kluft zwischen beiden Autoren schmerzhaft aufklaffen ließ. Und Stefan Heym wollte ihn gar aus seiner Wohnung entfernen, als er Mitte der siebziger Jahre anläßlich einer Zusammenkunft sich kritisch fühlender Intellektueller davon sprach, daß es die später ausgebürgerte Friedensgruppe in Jena war, die die eigentliche Opposition darstelle und daher Unterstützung verdiene, und nicht die hier versammelten Autoren. Stephan Hermlin rief noch 1984, der Zeitpunkt, zu dem Günter Mittag wußte, daß die DDR ökonomisch bankrott war, den weggegangenen Autoren den bösen Satz nach: „Diese Herrschaften sind Ausreiser, Ausreiser mit Sack und Pack, bei hellichtem Tage, mit schönen Papieren, auf ihre eigene Veranlassung und oft mit freundlicher Verabschiedung."[17] Das heißt, Leute wie Schädlich wurden nicht nur vom Staat wie Feinde behandelt, sondern waren auch unerwünscht bei Autoren, die diesem Staat kritisch-loyal verbunden waren, sich nun aber vor allem an ihre Kritik zu erinnern scheinen.

Als Aufruf zur Erinnerung an Verantwortung und Schuld und als Signal der Nichtversöhnung ist auch Schädlichs Gegnerschaft zur Vereinigung des PEN-Zentrums West mit dem PEN-Zentrum Ost zu verstehen, das als Institution trotz der Aufnahme vieler neuer Mitglieder für ihn symbolisch für die repressive Literaturpolitik der DDR steht. Zusammen mit Herta Müller, Richard Wagner, Sarah Kirsch und anderen hat er sich konsequent sowohl gegen die Vereinigung der Akademien als auch der PEN-Zentren gewandt. Es irritierte ihn, daß die ehemaligen Mitglieder des PEN der DDR im Gegensatz zu den Mitgliedern des Schriftstellerverbandes der DDR, die ihren Verband schließlich doch abschafften, nicht die Einsicht hatten, einen PEN-Club aufzulösen, der noch im Oktober 1989 in einer von Günter Cwojdrak, Friedrich Dieckmann, Fritz Rudolf Fries, Stephan Hermlin und anderen unterschriebenen Grußadresse an Erich Honecker geschrieben hatte: „... Die Richtlinien des internationalen PEN verlangen von uns, ... die Freiheit des Wortes zu verteidigen. Wir haben die Deutsche Demokratische

[14] Ebd.
[15] Siehe „Der andere Blick," in: *Über Dreck, Politik und Literatur* (Anmerkung 1), S. 112.
[16] Vgl. Wolfgang Müller, „'Das beste ist natürlich, man hat gar nichts mit Diktaturen zu tun'. Ein Gespräch mit Hans Joachim Schädlich", in diesem Heft, S. 29.
[17] Wolfgang Emmerich (Anmerkung 4), S. 258.

Republik immer als einen Ort angesehen, an dem sich unsere Grundsätze verwirklichen lassen.“[18] Es irritierte ihn, daß sich der Ost-PEN als Nachfolgeorganisation eines DDR-PEN definierte, der sich nie für die verfolgten, eingesperrten oder außer Landes getriebenen Autoren der DDR eingesetzt und selbst einen Klaus Höpcke in seine Reihen aufgenommen hatte. Und es irritierte ihn weiterhin, daß nach wie vor nicht ganz klar ist, wie viele gegenwärtige Ost-PEN-Mitglieder politischen Dreck aus DDR-Zeiten am Stecken haben.[19] Ich vermute, es irritiert ihn auch, daß ehemalige Freunde, wie Günter Grass, selbst einen Hermann Kant als anregenden Gegner im gemeinsamen PEN-Zentrum willkommen heißen würden, weil, wie Grass sagte, er ja schließlich gerade mit dem Ex-Präsidenten des DDR-Schriftstellerverbandes den Streit seit Jahrzehnten gepflegt habe[20], während Stimmen wie die seine, Schädlichs, immer mehr als störend empfunden wurden. Ja, in Umkehrung der ehemaligen Verhältnisse auf dem Gebiet der DDR wird nun denen, die es mit der Erinnerung, mit Klarheit und mit Aufarbeitung der Vergangenheit halten, um noch einmal dieses überstrapazierte Wort zu gebrauchen, von einigen vorgeworfen, daß sie Gesinnungen erschnüffeln und zu Schuldbekenntnissen nötigen. Reinhard Lettau sprach in einem Interview sogar davon, daß man die „Motive der Dumpfmeister, die gegen eine Vereinigung sind, höchstwahrscheinlich nur noch mit Hilfe psychiatrischer Kenntnisse verstehen könne.“[21]

Obwohl der West-PEN sich im Mai 1996 gegen die Vereinigung beider PEN-Zentren ausgesprochen hatte, war sie - wie man inzwischen weiß - letztlich nicht aufzuhalten. Die Rhetorik gegen die Vereinigungsgegner nahm zum Schluß immer härtere Formen an. So hatte z.B. Günter Grass diesen Beschluß vom Mai als „Siegerattitüde“ bezeichnet, die ihn an die Rückkehr in die Zeiten des Kalten Krieges erinnere. In diesem Klima war es dann nur zu verständlich, wenn Hans Joachim Schädlich wie auch Herta Müller, Sarah Kirsch, Richard Wagner und Bernd Jentzsch und früher auch schon Jürgen Fuchs aus dem PEN-Club austraten, womit, wie Lutz Rathenow anmerkte, ein „dissidentenfreier PEN“ geschaffen wäre, der alle Einigungsprobleme los sei.[22]

Es wäre kurzsichtig, die Ursachen von Schädlichs kompromißloser Haltung gegenüber den Symbolen, den Tätern, den willigen und halbwilligen Opfern der Diktatur in persönlichen Kränkungen, unangenehmen Erfahrungen mit dem Staatsapparat der DDR oder der Verfolgung durch die Stasi zu sehen. Umgekehrt, es ist diese Haltung, die ihm viele Unbilden eingebracht hat. Auch würde es ihm nicht gerecht werden, wenn man nicht sähe, daß seine Ge-

[18] Zitiert nach Hans Joachim Schädlich, Kommentar bei der Veranstaltung „Unheimliche Aufklärung I“ (Henryk M. Broder, Karl Corino und Hans Joachim Schädlich sprechen über den Umgang mit Karl Corinos Buch und den Legenden des Stephan Hermlin) am 9. Januar 1997 im Berliner Literaturhaus.
[19] Zu den bekannten IMs, die im PEN operiert haben, siehe Joachim Walther (Anmerkung 6), S. 801-815.
[20] Zit. in Jost Nolte, in: *DIE WELT* vom 20. November 1995.
[21] In: *Berliner Zeitung* vom 24. Februar 1995.
[22] In: *Berliner Zeitung* vom 20. Juli 1996.

gnerschaft Diktaturen gegenüber prinzipieller Natur ist und jedes repressive Regime meint — man denke nur an seine Rede anläßlich der Verleihung des Kleistpreises (1996), seine Romane *Tallhover* (1986) und *Schott* (1992) und die kleine Erzählung *Fritz*(1985) — und seine ganze Person betrifft. Es ist daher nicht verwunderlich, daß diese in seiner ästhetischen Position eine Parallele findet.

Schädlich geht, besonders seit den frühen 90er Jahren, von der Autonomie der literarischen Sphäre aus, die seiner Meinung nach demokratische gesellschaftliche Verhältnisse voraussetzt. Seine Werke sind nicht als Gesinnungsliteratur zu verstehen. Fern liegt ihm das Anliegen zu überreden. Fern liegen ihm auch quasi-religiöse Bedürfnisse, die nach Lebenssinn und Autorität in Literatur und Kunst suchen bzw. diese in der Literatur schaffen wollen. Er überzeugt gerade deshalb, weil er nicht predigt. Selbst seine frühen Texte, die in ihrer Opposition gegen die Verhältnisse in der DDR eng an sie gebunden scheinen, wie zum Beispiel die Beschreibung des Bahnhofs Friedrichstraße in Berlin („Einseitige Ansehung“) oder des Bombasts eines Staatsbesuches in „Besuchs des Kaisers von Rußland bei dem Kaiser von Deutschland“ aus seinem ersten Erzählband, *Versuchte Nähe* (1977), verbleiben in einer distanzierten, verfremdenden Objektivität, die durch Wertschätzung des Details, skrupelöse Akribie der Beschreibung, Ironie und einen Sinn für Geschichte gekennzeichnet ist, der verhindert, daß die Texte in den Fehler einer bedeutungslosen Faktographie, wie Wolfgang Emmerich es nannte, verfallen.[23] So lauten zum Beispiel zwei Absätze aus „Einseitige Ansehung“:

> „Am Fuße der zweiten Treppe blickt einer flüchtig nach links, wo die Straße in überblickbarer Entfernung auf eine größere Straße trifft, die — von Südsüdost nach Nordnordwest — links über eine Brücke führt, rechts aber, in einigem Abstand, nicht sichtbar, zwischen Eisengeländern fortgeht unter einer Brücke, die zwei Teile des gleichen Gebäudes miteinander verbindet.
>
> Einer blickt nach rechts. Er sieht das Lastschiff aus Hamburg mit Nahmen Wilhelm Sohl an einen Bohlensteg anlegen, der der linken Ufermauer vorgelagert ist. Vergleichbar bekleidete Personen, eine begleitet von einem schwarzbraunen Schäferhund, besteigen das Schiff.“[24]

Diese Sätze, Teil einer längeren, „kalten“ Beschreibung der Äußerlichkeiten des Ostberliner Bahnhofs Friedrichstraße, seiner geographischen Lage und des Standorts des Erzählers, ermöglichen dem ostdeutschen Leser, verschiedene Aspekte seiner politischen Situation in den siebziger Jahren wiederzuerkennen: Ein Schiff aus dem deutschen Hamburg wird von Uniformierten (vergleichbar gekleidete Personen) mit Schäferhund im deutschen Berlin durch-

[23] Wolfgang Emmerich (Anmerkung 4), S. 426.
[24] Hans Joachim Schädlich , *Versuchte Nähe*: *Prosa*, Reinbek bei Hamburg, S. 94.

sucht; einer der bekanntesten Orte in Ostberlin, der Bahnhof Friedrichstraße, eigentlich Ort des Reisens und der Kommunikation wird hier als Trennlinie zwischen Ost und West deutlich, in diesem Falle auch als eine Art Endstation für Schiffe, die symbolisch für Weite, Offenheit und das Leben selbst stehen; ein Schiff legt an; kein Schiff läuft aus; es wird durchsucht; den Erzähler scheint das nichts anzugehen; er registriert nur (ändern könnte er das sowieso nicht); die genaue, hölzern verfremdende Sprache spricht von der Unnatürlichkeit der Situation und evoziert, in Verbindung mit dem Bild des schwarzbraunen Schäferhundes, Ahnungen von ihrer Affinität zur Situation früherer deutscher Umstände, ja, selbst zum Grenzübertritt Heinrich Heines, wie er ihn in seinem *Deutschland, ein Wintermärchen* in der Mitte des 19. Jahrhunderts beschrieben hat. Schon die Wahl des Erzählobjekts war wohl ein Affront gegen die herrschende Sicht von der Literatur als Vehikel der Verschönerung nicht allzu schöner gesellschaftlicher Umstände.

Doch ist der Text insgesamt von anderen Lesern auch anders zu verstehen. Ohne das hier weiter auszuführen, was schon in seinen ersten Texten aus *Versuchte Nähe* erkennbar wird und was sich dann in späteren Werken, besonders in seinem Roman *Schott*, sehr verstärkt, ist, daß Schädlich in einem großen Teil seiner fiktiven Texte auch Raum „für das Belieben des Lesers oder Zuschauers“[25] läßt, indem er ihnen trotz aller Detailfreude mit seinen Beschreibungen Modelle von Wirklichkeit liefert, nicht deren Abklatsch. Somit entgeht er der Gefahr, eine Literatur zu schaffen, die sich in ihrer pädagogischen, emanzipatorischen oder in ihrer dissidentischen Funktion erschöpft und damit zu einer Behauptungsliteratur — einer Art umgekehrtem sozialistischem Realismus — verflacht. Daß diese ästhetische Grundierung von Schädlichs Literatur, der Raum, den er dem Leser und auch sich selbst als Autor läßt, schwer zu vereinbaren ist mit den Texten — Texte hier im weitesten Sinne verstanden — politischer Diktaturen, liegt auf der Hand.

Doch warum noch jetzt, fast zehn Jahre nach dem Fall der Mauer der Zorn über die Taten der enthusiastischen und halbfreiwilligen Vertreter des alten Regimes? Sind nicht der Verrat der Herrschenden an den Beherrschten und der Verrat am Nächsten typisch für den Lauf der Welt? Warum nun nach dem Fall der Mauer der Ärger über ihre Kehrtwendungen und Gedächtnislücken? Ist nicht Veränderung das Gebot der Stunde? Wurde nicht auch aus einem Saulus ein Paulus? Verbirgt sich nicht gerade in der Fähigkeit, sich relativ schnell neuen Normen anzupassen, eine, fast möchte man sagen, evolutionäre Notwendigkeit? Nun gut, die

[25] Hans Joachim Schädlich, „Zwischen Schauplatz und Elfenbeinturm“, in: Edwin Kratschmer (Hrsg.), *Erinnern und Provozieren. Jenauer Poetik-Vorlesungen „zur Beförderung der Humanität“ 1995/96*, Köln 1996, S. 107.

Stasileute machen jetzt auf Unternehmer; die meisten Autoren der DDR waren schon immer im Widerstand oder wenigstens auf „aufregende Weise immer mittendrin in den Auseinandersetzungen“[26]; eine Reihe dieser Widerständler holt nun ihren Widerstand gar an der Bundesrepublik nach, verspätet und am falschen Objekt; andere verschönern die Jahre vor 1989 und bessern so auch ihre eigene unspektakuläre Biographie nach, verfallen der Ostalgie — ist anderes zu erwarten?

Schädlich erhofft sich tatsächlich anderes. Für ihn gibt es mit dem 3. Oktober 1990 keine Stunde Null, zu der alles Vergangene ausgelöscht und ein neuer Anfang gefunden werden konnte, so sehr sie „dem Menschen in seiner Neigung zum Vergessen oft als wünschenswert erscheint“.[27] Denn die Vergangenheit lebt in der Gegenwart weiter, und die Wunden der Opfer würden nicht weniger schmerzen, wenn sie „alles auf sich beruhen ließen“. Außerdem fragt er sich mit Bezug auf die Täter: „wie kann das Böse wieder gutgemacht werden, wenn in der sogenannten Stunde Null das Vergessen ausgerufen wird?“[28] Denn nicht „das Vergessen von Schuld, nicht die selbst gelieferte Rechtfertigung, sondern daß einer eigene Schuld annimmt, kann den Schuldigen befreien“.[29] So wünschte er sich , daß die Einzelnen, die von der Diktatur in der DDR profitierten, ihre Rolle gerade nicht vergessen, sondern über sie nachdenken und womöglich die Schuld auf sich nehmen, die sie haben. Das Vergeben würde dann schon folgen. Einige wenige haben es getan, insgesamt ist man davon jedoch weit entfernt. Schädlichs Einspruch gegen diese Art des Verschweigens und Vergessens wirkt immer anachronistischer. Seine Forderung, „daß jemand, der seine Ansicht und sein Tun an eine Gewaltherrschaft geknüpft hat, sich ganz und gar verantworte vor anderer Ansicht und anderer Ordnung“[30], — es geht Schädlich hier nicht um strafrechtliche Verantwortung, sondern um individuelles Aufarbeiten von moralischer Schuld — scheint im heutigen Deutschland vollkommen utopisch, obwohl gerade das mehr zur Klarheit über die individuelle und kollektive Vergangenheit von DDR-Bewohnern und damit mehr zur inneren Einheit beitragen würde als alle gemütvollen Versuche des gemeinsamen gesamtdeutschen Vergessens und Verzeihens.

Ohne diese individuelle Klarheit verbleiben viele im Stadium der Melancholie, der „Ostalgie“ (einer Mischung aus Melancholie und Nostalgie), neuerdings auch im Stadium des Osttrotzes befangen. So berichtet der Spiegel in seiner Ausgabe vom 4.11.1996, daß den Ostdeutschen

[26] Daniela Dahn, *Westwärts und nicht vergessen*, Berlin 1996, S. 23.
[27] Hans Joachim Schädlich, „Die Stunde Null oder ist heute gestern?“, in: Hans Joachim Schädlich (Hrsg.), *Dichter predigen in Schleswig Holstein*, Stuttgart 1991, S. 47.
[28] Ebd., S. 54.
[29] Ebd.
[30] Ebd., S. 55.

die DDR desto liebenswerter erscheint, je länger Mauersturm und Wiedervereinigung zurückliegen. „Werden Ostdeutsche nach ihren Empfindungen bei der Wiedervereinigung befragt, so erinnern sich lediglich sieben Prozent an das schöne Gefühl ‘Freiheit’, gut dreimal so viele aber an ihre Ängste vor beruflichem und sozialem Abstieg, vor der Zukunft und einer Verschlechterung der persönlichen Lebensverhältnisse.“[31]

Was heute im versöhnungsbereiten Westen und im neutrotzigen Osten oft vergessen wird, ist, daß es kein moralisches Äquivalent zwischen einer Diktatur (auch wenn sie sich proletarisch nennt) und einer demokratisch verfaßten Gesellschaft geben kann. Schädlich hat sich stets gegen eine solche Verwischung der Grenzen ausgesprochen. Sätze von Vertretern eines sogenannten Osttrotzes, nach denen in der DDR nicht alles falsch gewesen war[32] oder die auf die Gleichsetzung der beiden gesellschaftlichen Systeme zielen, müssen in Schädlichs Ohren so klingen wie: „Der Führer hat ja schließlich die Arbeitslosigkeit beseitigt und die Autobahn gebaut“, denn sie relativieren und degradierenden die sehr persönliche Verzweiflung über den Verrat des Bruders, den Schmerz der anderen Opfer in der DDR und die weitergehende, ohnmächtige, hilflose Wut über die Toten in den Lagern Sibiriens, in den Steppen und Städten der Kulturrevolution Chinas und in den „killing fields“ von Kambodscha. Doch Verzweiflung und Wut beginnen nun scheinbar zu verstummen vor der imaginierten Gemütlichkeit der Kampfgruppeneinsätze, der Lagerfeuer und der anregenden Gespräche im ach so engen Freundeskreis. Und die durch mangelnde Freiheit erkaufte soziale Sicherheit auf kleinstem ökonomischen Nenner sowie die aus der gemeinsam erfahrenen Unterdrückung scheinbar entstandene kollektive Wärme in der DDR werden von vielen als wünschenswerte Alternative zur neuerworbenen Kälte der Freiheit in den westlichen Demokratien angesehen.

Die Sorge um diesen Mangel an Freiheitswillen und an demokratischem Bewußtsein macht es verständlich, daß Schädlich die Wiedervereinigung Deutschlands nicht als nationale Aufgabe im Sinne der Schaffung einer einheitlichen deutschen Nation als der den Phantomschmerz des Wärmeverlustes stillenden und sinnstiftenden Heimat sieht, sondern daß er das Zusammenwachsen der Deutschen vor allem als Demokratisierung des Ostens begreift. Sein Patriotismus ist, in diesem Punkte dem von Jürgen Habermas ähnlich, ein Verfassungspatriotismus.

> „Wenn man das in Ostdeutschland in die Köpfe bringen könnte, die Grundsätze einer demokratisch verfaßten Gesellschaft, dann wären die beiden Teile Deutschlands — also in Westdeutschland ist das ja auch gar nicht immer klar — dann wären die innerlich

[31] In: *Der Spiegel* vom 4. November 1996.
[32] Zit. in: „Mangelnde Gleichheit kann lebensgefährlich sein“, *Frankfurter Rundschau* vom 30. September 1996

> vorangekommen im Sinne einer Einigung. Und dazu braucht man nicht das Nationale, überhaupt nicht, denn gerade das verbindet ja mit anderen Demokratien, unabhängig vom Nationalen. So denkt man ja auch in England oder Frankreich oder in Holland, besonders in Holland."[33]

Schädlichs Rigorismus beim Bestehen auf Wahrhaftigkeit und Genauigkeit und sein Erinnern an die Details der Unterdrückung in einem Deutschland, das auf Versöhnung aus ist, wirken isolierend auf ihn zurück. Um noch einmal Manès Sperber zu zitieren: „Niemand ist so einsam wie ein Mensch, der es ablehnt, zu vergessen."[34] Schädlich nimmt es in Kauf. Mag das Vergessen und Vergeben die Sache der Mehrheit sein, wünschenswert ist, daß wenigstens ein paar Unverbesserliche auf unpopulären moralischen Position bestehen, auch wenn sie manchem als selbstgerecht erscheinen sollten. Wenn das Vergessen- und Nicht-zur-kenntnisnehmen-wollen nach dem Zusammenbruch einer anderen deutschen Diktatur ein Beispiel ist, wird es nur noch gute zwölf bis fünfzehn Jahre dauern, bis Stimmen wie die seine wieder mehr Gehör finden. Ob das ein Trost ist?

* Der hier abgedruckte Beitrag erschien bereits in der literarischen Internet-Zeitschrift *Glossen* und kann auch über folgende Website abgefragt werden: http://www.dickinson.edu/departments/germn/glossen/heft4/muller.html

[33] In: Wolfgang Müller (Anmerkung 16), S. 38.
[34] Manès Sperber (Anmerkung 5), S. 477.

„Das beste ist natürlich, man hat gar nichts mit Diktaturen zu tun."

Gespräch mit Hans Joachim Schädlich

Teil I

Wolfgang Müller (=M): Ich dachte mir, ich nenne Dir anfangs ein paar Daten oder Ereignisse deutscher DDR-Geschichte und möchte Dich bitten, aus Deiner eigenen Biographie heraus zu kommentieren.

Hans Joachim Schädlich (=SCH): Gut.

M: Das erste Datum ist der Tag in deiner Geburtsstadt Reichenbach, an dem die Amerikaner kamen und die Stadt besetzten oder befreiten — es kam wohl auf die Perspektive an.

SCH: Genaugenommen war ich an dem Tag in einem benachbarten Dorf ungefähr 6 km von Reichenbach entfernt. Das heißt Oberheinsdorf. Da wohnten die Eltern meiner Mutter. Meine Mutter ist im April '45 mit ihren Kindern zu den Großeltern, also zu ihren Eltern, aufs Dorf gegangen, weil es geheißen hatte, das sei sicherer im Falle irgendwelcher Kämpfe. Ich weiß gar nicht mehr genau, welcher Tag das war, aber es hieß dann eines Tages: „Wahrscheinlich kommen heute die Amerikaner".

M: Und haben Sie es mit Angst gesagt ?

SCH: Nein. Nicht mit Angst, aber doch mit einer starken Unsicherheit. Noch nie hatte einer einen Amerikaner gesehen, im Dorf. Das erste, was sie alle machten, sie suchten Laken aus den Schränken und hingen weiße Fahnen aus den Fenstern. „Wir sind friedlich, wir erwarten auch von Euch Frieden, Friedlichkeit". Ich war sehr neugierig und ängstlich, und ich habe mich an ein Fenster gesetzt und habe geguckt, lange, stundenlang habe ich geguckt, was geschieht. Wie sieht das aus, was die Erwachsenen genannt haben: „Die Amerikaner kommen"? Und das erste, was ich dann am Nachmittag sah, am späten Nachmittag, auf der Dorfstraße, war ein Jeep. Er fuhr sehr vorsichtig in das Dorf ein und dahinter dann bald auch andere Jeeps, zuletzt große Lastwagen, Panzer. Und plötzlich waren die Amerikaner im Haus. Ich hatte gar keine Angst mehr, weil die nicht geschossen hatten. Niemand hatte geschossen. Die deutsche Wehrmacht war schon längst geflohen. Da gab es auch keinen Volkssturm. Niemand hat geschossen. Und es waren weiße Amerikaner und schwarze. Bei uns wohnte eine Frau aus Berlin, die war mit ihrem Mann aus Berlin evakuiert wegen der Bombenangriffe. Die konnte Englisch, erstaunlicherweise. Und später an dem Abend hat man uns erzählt, sie hat zu den amerikanischen Soldaten gesagt: „Ach, kommt doch nicht in unser Haus, in dieses Haus. Wir haben so viele Kinder". Das stimmte auch: Vier Kinder waren wir. Und wenn sie dieses Haus nun benutzt hätten als Quartier, hätten alle ausziehen müssen zum Nachbarn. „Nehmt doch

nicht dieses Haus. Hier sind so viele Kinder.“ Und dann sagten die: „Okay, dann nehmen wir nicht dieses Haus.“
Das sind ja schon fast Klischees, die man immer hört, aber es war wirklich so: Die Amerikaner haben uns Kaugummis gegeben. Wir wußten gar nicht, was das ist. Sie haben sie uns gezeigt, die Päckchen aufgemacht, haben sich das in den Mund gesteckt und gekaut und haben angedeutet, wir sollten das auch tun, ja. Oder Schokolade. Ich persönlich hatte keine Erinnerung daran, wie Schokolade schmeckte. Ich wußte das gar nicht, ich kannte aber das Wort. Und dann natürlich haben sie auch den Kindern und anderen Zigaretten gegeben. Die habe ich nicht geraucht; ich hatte Angst davor, Zigaretten zu rauchen; ich war erst neun Jahre, ja. Aber ich erinnere mich auch, was wir auf den Packungen gelesen haben. Wir haben tatsächlich gelesen: Lukkie Strieke (Lucky Strike). Und die Lastwagen, daran erinnere ich mich auch — das haben wir damals so gelesen: Stuhtebaaker (Studebaker). Ja, das Einvernehmen zwischen den Amerikanern und den Deutschen war ganz freundlich. Sie haben natürlich, das hat man auch erzählt — es geht jetzt um dieses Dorf, ja — den Ortsbauernführer festgenommen und andere, irgendwelche Leute von der Partei.
Eine andere Erinnerung an diese Zeit, als die Amerikaner in unser Dorf kamen, ist die Erinnerung an die Musik, darüber haben auch schon viele erzählt. Man hörte immer eine Musik, die uns allen gefallen hat. Und merkwürdigerweise verbindet sich das in meiner Erinnerung alles miteinander: einen Kaugummi kauen, die Musik hören und ‘ne Lukkie Strieke rauchen. Und erst viel später habe ich dann mitgekriegt, daß das viel Musik von Glen Miller war. Derzeit kannte ich eben Chattanooga Choo-Choo. Das war überhaupt das populärste bei uns, Chattanooga Choo-Choo. Wir sind dann bald aus dem Dorf zurück in die Stadt, wo wir eigentlich wohnten, also nach Reichenbach. Und Schule gab’s nicht; das war wunderbar für mich. Das war die beste Zeit, keine Schule. Aber, als dann der Sommer kam, hieß es: „Die Amerikaner hauen wieder ab.“ Im Juni ‘45 sind die Amerikaner tatsächlich aus unserer Gegend fort. „Wir gehen nach Bayern“, haben sie gesagt, und sie haben zu Deutschen gesagt, zu meiner Mutter und auch zu anderen Leuten: „Wollen Sie nicht mit Ihren Kindern mit? Wir schicken ihnen einen Lastwagen.“ -Stuhtebaakers- „Da können Sie Ihre Sachen draufladen und Ihre Kinder, denn einen Tag nach unserem Abzug kommen die Russen, und ob das lustig wird, wissen wir nicht.“ So war’s. Einen Tag später kamen die Russen. Und so kam ich unter die Russen.

M: Und, ist es lustig geworden oder weniger lustig?

SCH: Aus der Sicht des Kindes hatte es keine besondere Folgen. Ich erinnere mich nur an den, also ich muß schon sagen, schockierenden Eindruck, den der Einzug der Russen auf mich machte. Ich war ja nun schon eine Besatzungsmacht gewöhnt. Diese Besatzungsmacht der Amerikaner, die waren mit schönen Autos — also Jeeps waren schöne Autos — gekommen. Sie sahen sehr chic aus in ihren Uniformen, eben auch ganz anders als die Deutschen, die grau aussahen. Die Amerikaner sahen in ihren Uniformen eher sportlich aus, sportlich, lässig. Und mit ihrer Musik, mit ihrem engen Verhältnis zu den Deutschen, zu den Kindern speziell. Als die Amerikaner abgezogen waren, entstand so eine Leere in dem Ort. Eine deutsche Macht in

dem Sinne gab es nicht. Dann kamen die Russen, und die kamen mit kleinen Panjewagen, Pferdchen davor. Und statt der Benzinkanister, die die Amerikaner immer in ihren Jeeps gestapelt hatten, hatten die Russen auf ihren Wagen Säcke mit Getreide für die Pferdchen. Das war ihr Benzin.

M: Wann und wie hast Du zum ersten Mal von den Hintergründen dieses Krieges erfahren?

SCH: Also, z. B. durch die Radioberichte von den Nürnberger Prozessen. Das habe ich selber alles gar nicht so aktiv wahrgenommen, aber die anderen, meine älteren Geschwister, vor allem meine älteren Brüder, die haben das gehört im Radio. Die saßen da 'rum, und ich habe mitgehört und habe oft gefragt. Ich war ungefähr elf oder zwölf. Dann haben sie mir gesagt, was da los ist. und da hab' ich zum ersten Mal so gehört, was da eigentlich passiert ist bei den Nazis.

M: Hast Du das geglaubt. Hat Deine Umgebung das alles geglaubt?

SCH: Bestimmt. Es hieß dann so ungefähr: „Aha, siehste, so war es. Das haben die gemacht." Ja bestimmt! Meine Mutter hat das nicht nur geglaubt. Die hat das früher geahnt, gehört, von meinem Vater. Mein Vater war ja ein Mitglied der NSDAP. Wahrscheinlich ist er sogar daran zugrunde gegangen, denn er war kein militanter Mensch. Er hatte auch Skrupel. Er hat ihr 1942 gesagt: „Ich glaube, es geht böse aus." Und das war, ich habe das alles nicht so genau verstanden, das war nach einer Niederlage der Nazis, das war nach der Schlacht bei Stalingrad. Mein Vater, der auch gedacht hat, natürlich, hat gesagt: „Ich glaube, es geht ganz böse aus." Das kann man nun belächeln oder nicht. So hat meine Mutter berichtet. Vielleicht wollte sie das auch schön malen, ich weiß nicht. Sie hat dann gesagt, der Vater hätte gesagt: „Und diesen Verbrechern habe ich mein Leben geopfert, meine Überzeugung usw." Ob er das wirklich gesagt hat? Ich hab' manchmal gedacht, er ist dem entgangen durch seinen Tod, seinen Herztod. Das kann man nicht beweisen, er ist sozusagen in den Tod geflüchtet, '43. Er war gar nichts Besonderes bei den Nazis. In dem Dorf, von dem ich erzählt hatte, war er Ortsgruppenleiter der NSDAP, in einem Dorf, kein großes Tier.

M: Wo bist Du zur Schule gegangen?

SCH: 1950 war meine Mutter schon von Reichenbach mit den jüngsten Kindern fortgezogen nach Bad Saarow in der Mark. Da bin ich in die erste Klasse der Oberschule gegangen. Von der Oberschule in Bad Saarow bin ich auf ein Internat gegangen in Templin in der Uckermark. Meine Mutter war, man würde sagen, sauarm. Die konnte eigentlich nicht für mich und meine Schwester — die beiden anderen Geschwister waren schon aus dem Haus — als Besucher einer Oberschule sorgen. Deswegen bin ich auf ein Internat gekommen und meine Schwester auch. Das war interessant. Der Direktor der Schule in Bad Saarow hat zu meiner Mutter gesagt: „Ach wissen Sie, lassen Sie den Jungen mal noch weiter auf die Schule gehen." — Ich

hätte ja auch irgend etwas lernen können, ja .— „Ja wie denn?“ „Na ja auf eine Schule, wo er verpflegt wird, lernen kann.“ „Und wie?“ „Ja, also ich schreibe Ihnen einen Brief und damit fährt er zum Ministerium für Volksbildung in der Landesregierung Potsdam. Da gibt er den Brief ab, und die werden ihm sagen ‘ja’ oder ‘nein’ und welches Internat.“ Das habe ich dann gemacht. Da war ich so 15. Ich bin nach Potsdam gefahren und habe gesagt: „Ich möchte in ein Internat. Mein Schuldirektor hat auch gesagt, daß es gut wäre.“ „Ja, geht schon.“ Sonderbare Verhältnisse. Es war eigentlich sehr unbürokratisch. „Da haben wir zwei. Das eine heißt Waldsieversdorf. Waldsieversdorf ist schon voll. Aber Templin wäre was.“ Ja, da bin ich dann zum Anfang des zehnten Schuljahres nach Templin gefahren und war plötzlich in einem Internat, das äußerlich noch alle Zeichen der preußischen und später nazistischen Internatsschule an sich hatte und gleichzeitig von Neulehrern der DDR, von SED-Neulehrern beherrscht wurde. Der Biologielehrer, der ein ganz strenger Politikaster war, hat mich besonders abgestoßen: diese Mischung aus Ex-Offizier und strammem SED-Parteimann. Der hat das wohl ganz aufrichtig gemeint, aber ... Das war ein sportlicher Typ, dieser Biologielehrer, sehr gerade, kräftig, mit kurzgeschorenem Haar, hübschem, schmalem Kopf, kurzem Haarschnitt. Äußerlich war er eigentlich eine klassische Mischung aus — soll man sagen, Nazioffizier? Ich weiß gar nicht, ob er Nazi war — Offizier der Hitler-Wehrmacht und SED-Funktionär, äußerlich, denn er trug aus seiner Wehrmachtszeit so Stiefelhosen, Reithosen ohne Stiefel und darüber ein Blauhemd der FDJ, phantastisch.

M: Das kann sich kein Regisseur besser einfallen lassen, diese Kleidung.

SCH: Ja, der war wirklich ‘ne tolle Mischung, muß ich sagen.

M: Ich möchte Dich noch auf ein anderes Datum bringen, Stalins Todestag.

SCH: Das war auch in der Schule. Ich habe wahrgenommen, daß die Schüler, die von dem gemischten Biologielehrer unterrichtet wurden, daß die alle zutiefst erschrocken waren — betroffen sagt man heute. „Stalin gestorben, Stalin gestorben. Hast du das gehört, Stalin gestorben.“ Das hatte in den Sätzen dieser Leute, auch gewisser Lehrer, den Charakter einer Weltkatastrophe. Als wäre nun das Ende unseres irdischen Daseins gekommen, weil Stalin gestorben ist, Stalin. Manche haben sogar geweint. Ich kann aufrichtig sagen, daß mich das nicht berührt hat. Warum denn, da ist halt einer gestorben

M: Ja, aber Stalin konnte nicht sterben, der durfte nicht sterben!

SCH: Ja, ich glaube, es hatte meine Distanz ihre Ursache gerade in dieser Emotionalität. Sonst hätte ich vielleicht auch länger darüber nachgedacht. Ich habe mich eigentlich mehr von den Gefühligkeiten dieser Leute abgesetzt und dadurch auch von dem Tod dieses Mannes. Ich fand das alles unangemessen. „Wieso denn?“ Ich erinnere mich gut daran, daß ich das gesagt habe.

Und dann hat unser Biologielehrer, der handelte aber im Auftrag, die Sache sofort genutzt, um mehrere Schüler in die großen Arme der SED- und FDJ-Politik zu nehmen. Da kamen sie zu mir und haben mich gefragt, ob ich nicht angesichts dieses großen Verlustes in die SED eintreten möchte. Da war ich 17, ja! An der Schule, gerade in der Klasse, für die der Biologielehrer Klassenlehrer war, waren Leute in der SED. Das war mir nun vollkommen unverständlich. Ich konnte dem nicht folgen. „Nö, nein, kann ich nicht, aus diesem Grunde schon gar nicht, und abgesehen von diesem Grunde, ich weiß doch gar nicht, was soll das denn?“ Viele Jahre später, nämlich Anfang ‘92, habe ich in den Stasi-Akten gelesen, daß mein schöner Biologielehrer mit seinen Stiefelhosen und seinem Blauhemd für die Stasi gearbeitet hat und so Profile, Schülerprofile weitergegeben hat, auch von mir. Da hieß es dann: „Der Schüler Schädlich weigert sich hartnäckig in die SED einzutreten, um die Lücke, die der Tod des Genossen Stalin gerissen hat, füllen zu helfen.“

M: Am 13. August 1961 warst Du schon in Berlin, nicht?

SCH: Da war ich schon beschäftigt an der Akademie. Das war nach zwei Jahren an der Humboldt-Universität und drei an der Karl-Marx-Universität in Leipzig, bis ‘59. Nach dem Studium bin ich an die Akademie der Wissenschaften in Ostberlin gekommen, im Herbst. Da war ich also schon fast anderthalb Jahre in Berlin, als die Mauer gebaut wurde. Ja, da war ich übrigens auch schon verheiratet mit 25 und hatte sogar schon einen Sohn. Der ist im Dezember 1960 geboren. Ich war so 25, ein junger Mann mit ‘ner jungen Frau. Und die Frau war in der SED, von den Eltern her geprägt. Nicht gerade irgendwie leidenschaftlich, eigentlich eher spöttisch, kritisch. Das hat dann auch immer Ärger gegeben, bis sie dann schließlich ausgetreten ist. Da bin ich hingegangen zur Mauer, zum Brandenburger Tor. Wir hatten ‘was gehört. Auf die Idee, da noch irgendwie durchzulaufen oder durchzufahren, bin ich nicht gekommen. Kannst Du das verstehn?

M: Ja, kann ich. Du warst verheiratet, hattest einen Sohn, und ...

SCH: Und ich wohnte da. Ich hätte vielleicht am 13. August ‘61 am Vormittag da einfach noch durchgehen können. Auf die Idee bin ich gar nicht gekommen, was hätten dann die Frau und der Sohn gemacht? Und überhaupt, verstehst Du? Aber ich habe mir angesehen, was da geschah. Ich war nur am Brandenburger Tor. Das Eindrucksvollste für mich war der Widerspruch zwischen der Propaganda und dem, was ich da sah: die sogenannten Kampfgruppen der Arbeiterklasse. Die hatten so Kampfanzüge an und waren bewaffnet, standen mit der MP quer vor der Brust. Die richteten ihre Gesichter und also auch ihre Waffen gen Osten, zur Stadt, zu uns! Obwohl es doch hieß, man errichte einen Schutzwall, einen antifaschistischen demokratischen Schutzwall gegen die Imperialisten, die vom Westen her die DDR aufrollen wollten. So hieß es ja. Da hätten die ja eigentlich mit ihren Waffen nach Westen gerichtet stehen müssen, im Rücken das Schützenswerte, das Sichere, das Eigene. Die haben *mich* an-

geguckt! Das war der eindrucksvollste Widerspruch zwischen der Propaganda und der Realität dieser Mauer.
Ich habe später diesen Kontrast zwischen Propaganda und Wirklichkeit, ohne daß davon direkt auch nur ein Wort gesagt wird, in dem Text *Satzsuchung*, zum Gegenstand gemacht. Da hatte ich mir zur Aufgabe gestellt, die Mauer ohne das Wort Mauer zu benutzen und die Anlagen, die parallel zur Mauer verlaufenden Anlagen, einfach zu beschreiben. Aus meiner Sicht, also aus der Sicht eines, der von der Mauer umschlossen ist. Ich kam ja nicht an die Mauer heran, aber von einem Hochhaus in der Leipziger Straße konnte man das wunderbar sehen. Da kam heraus, daß alle Einrichtungen dieser Mauer nach Osten gerichtet sind, alle, alle. Wollte ich nur beschreiben. Kann sich jeder was denken.

M: Und das hat Dir kein DDR-Verlag abgenommen?

SCH: Nee, auf keinen Fall.

M: 1965 bist Du 30 Jahre alt. Du bist an der Akademie, denkst über Phonetik nach und über Sprachwissenschaft. Betrafen Dinge wie das 11. Plenum des ZK der SED Euch eigentlich, die Sprachwissenschaftler?

SCH: Eigentlich nicht. Es stimmt schon, wenn man sagt, die Akademie war auch eine Art Refugium. Ich meine, da gab es natürlich den politischen Anspruch der SED. Die hat den in der Akademie bei den Mitarbeitern aber nie verwirklicht. Und es gab dann die Arbeit, die, wenn sie sozusagen — also das sind alles Worte aus dieser Zeit — nicht ideologierelevant war, auch ganz einfach gemacht werden konnte. Diskutiert wurde dann schon über das 11. Plenum usw. Man las das in den Zeitungen. Und es gab auch Kontakt, damals schon, jedenfalls zu Wolf Biermann, auch zu Robert Havemann.

M: Wie ist dieser Kontakt zu Biermann und zu Havemann zustande gekommen?

SCH: Wie ist der eigentlich zustande gekommen? Ich weiß nur, daß ich mit meiner ersten Frau mehrmals bei Robert Havemann war, in Grünheide. Und da waren wir nicht alleine. Es waren immer mehrere Gäste, abends, die über die aktuellen politischen Sachen geredet haben. Das war vor ‘65 in der Zeit, als Havemann seine Vorlesungen „Dialektik ohne Dogma“ hielt. Die habe ich aber nicht gehört, nur gelesen im Manuskript. Das wurde vervielfältigt und so halb geheim verteilt.
Ich glaube, daß ich Wolf Biermann bei Robert Havemann kennenlernte, ja, auch Jürgen Fuchs, aber das dann später. Havemann war ja damals sozusagen utopischer Sozialist, eigentlich Kommunist, der ganz unzufrieden war mit allem, was die SED machte, und der seine eigenen Vorstellungen darüber vorgetragen hatte in der Vorlesung, auch zu Hause darüber immer so ganz leidenschaftlich mit Leuten diskutierte. Aber das wurde im Grunde genommen

von mir oder anderen gar nicht herausgetragen, etwa an die Akademie. Das war sozusagen ein Privatkreis.

M: Was mich interessiert: Sowohl Biermann als auch Havemann waren ja, wie Du sagtest, „utopische Sozialisten“, die besseren Sozialisten, Marxisten auf jeden Fall. Hat Dich das von der Ideologie her angezogen?

SCH: Nein.

M: Und haben die Dich dann akzeptiert?

SCH: Ja, also das hat mich nicht angezogen. Ich habe das noch nicht so genau formuliert, aber ich habe ziemlich genau gespürt, daß das, was auch sie eigentlich wollten mit ihrer Kritik, das nicht war, was ich wollte. Wir haben uns aber getroffen in der Kritik. Da waren wir uns vollkommen einig, da hat man sich sogar zu übertreffen gesucht, in der Kritik. Aber in der Motivation nicht. Also mit dem Ziel, eine verbesserte Ausgabe des Kommunismus zu drucken, war ich mit ihnen, glaube ich, gar nicht identisch. Das hat sich auch später gezeigt. Biermann war ja dann in der Bundesrepublik noch immer auf diesem Trip, lange.

M: Eigentlich bis ‘89.

SCH: Ja.

M: Also, im innersten Herzen wahrscheinlich nicht mehr, wohl aber in seinem äußeren Auftreten.

SCH: Dem Ziel einer kommunistischen Gesellschaft, das Havemann und Biermann vorschwebte, aber natürlich in anderer Form, bin ich nicht gefolgt. In dem Sinne war ich in der DDR für die auch eigentlich unpolitisch, lächerlich, ein lächerlicher, unpolitischer junger Wissenschaftler, mit dem man aber reden kann, dem man vertrauen kann. Aber ich hatte ja gar kein Ziel, jedenfalls nicht ihres. Ich hatte nur die Kritik, die sie auch hatten. Also eigentlich ...

M: Ja, du warst also sozusagen außen vor.

SCH: Ja, oder ich habe zugehört. Wenn man etwas sagte, was von *ihrem* Ziel abwich, konnten die auch ganz heftig sein. Das ist überhaupt sehr interessant. Auch später bei Treffen zwischen utopischen Kommunisten und, ich sage, Demokraten. Denn sie waren ja, obwohl sie immer für Demokratie im Sozialismus plädiert haben, sie waren ja im Grunde keine Demokraten.

M: Das bringt mich auf ein anderes Datum, das, glaube ich, ein bißchen damit zu tun hat, nämlich auf den 22. August ‘68, also den Tag des Einmarsches der Warschauer-Pakt-Staaten in die Tschechoslowakei.

SCH: Ich selber habe mich da ganz passiv verhalten im Unterschied zu anderen, die öffentlich protestiert haben oder Zettel geschrieben haben und die verteilten. Ich habe mich da ganz passiv verhalten, äußerlich. Aber innerlich nicht. Das zählte für mich damals so wie der 17. Juni, der ungarische Aufstand, von dem ich in Leipzig dann gehört habe, oder der Mauerbau. So war auch ‘68 ein inneres Datum der Distanz. Obwohl ich ... Es lag nicht in meiner Natur Zettel an die Mauern zu kleben, auch heute nicht. Ich habe aber davon natürlich gehört, auch gerade über Biermann und Havemann, wie es denen ergangen ist. Thomas Brasch z.B. Den haben sie ja auch — soll ich sagen, mißverständlicherweise? — eingesperrt. Der war ja auch Kommunist, aber eben ein — sonderbarer Widerspruch, nicht — ein Kommunist mit menschlichem Antlitz. Die anderen waren Kommunisten mit unmenschlichem Antlitz, was auch Unsinn ist, denn ein unmenschliches Antlitz — jedenfalls ist das für mich so — ist überhaupt kein Antlitz. Es ist mehr eine Fratze, eine tierische Fratze.

M: Hast Du mit diesem Prager Frühling zu der Zeit irgendwelche Hoffnungen verbunden? Für die DDR?

SCH: Ja, ich hatte das alles genauestens verfolgt, auch die Reaktion der Ostblockführer, besonders Ulbrichts. Der war ja damals noch am Ruder. Und abgesehen von den Zielen, die die tschechischen Reformkommunisten hatten — damit ging’s mir so ähnlich wie mit den Zielen von Havemann oder Biermann — habe ich die praktischen politischen Handlungen von Dub➔ek und seiner Gruppe im Prager Frühling wie eine Erlösung empfunden. Das hätte man sich auch gewünscht.

M: Wenn es auch wieder auf irgendeinen Kommunismus hinausgelaufen wäre?

SCH: Ja, ja, das hat mich sehr fasziniert, muß ich sagen, ich habe vollkommen ... mit diesen Leuten sympathisiert. Und ich war total schockiert, als sie nach Moskau abfuhren, Dub➔ek und die anderen, damit er dort die Kapitulation unterschreibt. Da hat man dann gesehen, sogar die, denen man glauben konnte, sie seien sozusagen anständige Kommunisten, sogar die kommen nicht durch bei ..., na ja, damals war es Breschnew. Und es gibt eigentlich keine Hoffnung.

M: Ja, mit ‘68 war alles, was an Hoffnung eventuell da gewesen war, verschwunden

SCH: Da wußte man, es gibt nichts. Die Mauer in der DDR ist eine Mauer. Alle, ich könnte fast sagen, herzigen Versuche verschiedener Leute daraus etwas Liberales zu machen, waren

‘68 dahin. Also konnte man eigentlich nur noch bis zum Ende des Lebens da hinter Gittern hocken.

M: ‘68 ist, glaube ich, auch das Jahr, in dem Du Dich der Literatur zuwendest, anfängst zu schreiben.

SCH: Das stimmt, ja, ‘68.

M: Hat das einen inneren Zusammenhang?

SCH: Vielleicht, also ich habe darüber nicht so genau nachgedacht, aber es kann sein. Also mein erster Text, den ich selber ernst genommen habe, der steht auch in dem Buch *Versuchte Nähe*, der heißt „Lebenszeichen“. Das ist der Versuch, eine ineinandergeschobene Wahrnehmung der Wachparade unter den Linden zu zeigen: preußische, sogar mehrere, verschiedene, bis zur Volksarmee. Ich wollte das zunächst nur beschreiben. Ich hätte ja ebensogut auch einen Teller Haferflocken beschreiben können. Es hatte ja einen Grund, das man gerade das sich wählte, eigentlich das Abstoßende, und das gleichzeitig auch noch dazu ein Symbol für das angeblich Schöne und Gute war. Dieser Marsch, das war das Abstoßende, immer. Bei Wilhelm, bei Hitler, bei Ulbricht oder Honecker. Und das habe ich mehr oder weniger unbewußt gewählt. Das war für mich eben das symbolisch Abstoßende. Also das war nach ‘68, stimmt, aber ich habe nicht darüber nachgedacht. Ja, es war überhaupt abstoßend. Generell. Ich war fasziniert, nicht von diesem Marsch, sondern von dem Interesse der Leute an diesem Marsch, das hat mich fasziniert. Und die waren fasziniert, nicht nur Ostdeutsche. Da kamen immer sehr viele Touristen, alle möglichen, mit Videokamera und Photoapparat. Die fanden das so toll, wie vom Wahnsinn gepackt. Das ist der äußerste Ausdruck von Unmenschlichkeit, schon in der Gangart, aber auch des Systems. Wer vor diese Stiefel gerät, der wird mit Musik plattgemacht. Und dann war das ja noch, wie man schon wußte: Das Wachregiment war eine Einheit des Staatssicherheitdienstes. Ja, also eine schlimmere Verbindung kann man sich gar nicht vorstellen.

M: In den siebziger Jahren gab es einen Kreis west- und ostdeutscher Schriftsteller, der sich in Ostberlin getroffen hatte. Wie ist das zustandegekommen? Wie bist Du in diesen Kreis gekommen? Oder existierte der vorher nicht?

SCH: Nein, der existierte nicht. Also, das ist ganz einfach, ich bin durch Bernd Jentzsch reingekommen. Bernd Jentzsch und ich waren in Berlin-Wilhelmshagen Nachbarn. Und ihn habe ich kennengelernt, weil meine zweite Frau und Bernd Jentzsch Studienkollegen in Jena waren. Die hat gesagt, der Bernd Jentzsch wohnt jetzt hier, und das ist ein ganz netter und kluger Junge. Den müssen wir besuchen, oder wir laden ihn ein usw. Und da habe ich Bernd Jentzsch in Wilhelmshagen kennengelernt. Er wußte auch, was ich machte. Er wußte auch, daß ich zu schreiben versuchte. Er hat mich dann eines Tages, das war so Anfang ‘74, angerufen und

gesagt: „Komm' doch heute mal rum abends. Das wird dich bestimmt interessieren, da kommt Grass." Da bin ich hin. Da saßen allerlei Leute bei Jentzsch. Ich erinnere mich nur sehr deutlich an Günter Grass, dann an Reiner Kunze. Es waren da noch mehr Schriftsteller, die ich vergessen habe. Und da wurde den ganzen Abend lang heftig diskutiert. Am Ende sagte Grass, er hätte 'ne Idee. Die Leute, die jetzt hier so zusammenhocken, oder andere und welche aus dem Westen, könnten sich doch treffen in Ostberlin und Sachen vorlegen, an denen sie gerade arbeiten. Keine Kritiker, niemand anders, nur die. Ja, das fanden alle gut; waren ja auch mehr oder weniger isoliert. Dann hat er wohl einen Termin vorgeschlagen: August, jedenfalls bald darauf. Treffpunkt bei Jentzsch in der Wohnung. Ja, also, zu Jentzsch in die Wohnung, kamen dann Günter Grass, Uwe Johnson, Hans-Christoph Buch und Nicolas Born. Und vom Osten waren da Jentzsch natürlich als Gastgeber und Karl Mickel. Schade, ich habe das alles notiert, aber ich weiß jetzt nicht mehr genau, wer aus dem Osten noch da war. Und dann hieß es, wie machen wir das jetzt? Einer hat gesagt: „Wir losen. Leg' mal acht Zettel hin. Da schreibt jeder seinen Namen drauf. Dann faltet ihr das zusammen und schmeißt das in einen Topf." Das haben wir gemacht. Einer zieht und sagt: „Der!" Und dann hat der was vorgelesen. Ich erinnere mich nicht an alles. Ich erinnere mich genau, daß Johnson vorgelesen hat aus dem 3. Band der *Jahrestage*, weil der noch nicht erschienen war — Johnson, wie der gelesen hat, mit tiefer Stimme, langsam, unberührt. Born hat bestimmt vorgelesen aus seinem Manuskript *Die erdabgewandte Seite der Geschichte*, und irgendwann war ich dran. Dann habe ich zwei oder drei Sachen vorgelesen, die später in dem Band *Versuchte Nähe* waren. Sie haben mich passieren lassen, sogar gelobt. Und ich erinnere mich noch, wie an dem Tag Johnson sagte, da haben wir uns ja noch gesiezt: „Herr Schädlich, ich erwarte in einem Jahr ein Buch von Ihnen!" Daran war natürlich nicht zu denken, '74! Also ich habe einen Sprung gemacht, mit meinem Text, in diesen Kreis und war von da an drin. Das war wie eine geistige Zufluchtsstätte für drei Jahre, von '74 bis '77. Das war mein geistiges Refugium, dieser Kreis, der dann in immer wechselnden Besetzungen, aber mit einem immer gleichen Stamm sozusagen, sich getroffen hat. In drei Jahren vierzehn Mal. Und in verschiedenen Wohnungen.

M: Ging das weiter, nachdem Du weggegangen warst?

SCH: Eigentlich nicht, aber das hing nicht damit zusammen, daß ich weggegangen war, sondern das hing damit zusammen, daß viele weggegangen waren von dem Kreis. Da war Sarah Kirsch weggegangen, da war Thomas Brasch weggegangen, da war Kurt Bartsch weggegangen. Jedenfalls nach dem Sommer '77 war der Zusammenhalt dieses Kreises im Osten irgendwie aufgelöst. Grass hat schon noch versucht, später mit anderen Leuten solche Treffen zu machen. Aber die haben mir gesagt, das wäre nicht mehr das gewesen, was es bei uns war. Dieser Kreis war meine Schule, muß ich sagen, denn da ging es heiß her, rücksichtslos. Dem haben sich die Leute aber ausgesetzt, weil sie was lernen wollten. Es gab auch Tränen, Zusammenbrüche. Ich erinnere mich gut daran, das Johannes Schenk einmal vollkommen fertig war. Oder Heinz Czechowski. Der Wortführer in der Kritik war eigentlich immer Grass, und

dem wurde dann aber von anderen vorgeworfen, daß seine Kriterien der Beurteilung gar nicht akzeptabel seien.

M: Gab es in diesem kleinen Kreis auch Ost-West-Konfrontationen?

SCH: Ästhetische schon. Es gab mal eine heiße Diskussion bei Erich Arendt in der Wohnung. Die wurde auf der einen Seite von Czechowski und Tragelehn geführt, Rainer Kirsch war eigentlich wohl auch auf dieser Seite, und Grass hauptsächlich auf der anderen Seite. Das hatte schon genau diesen Akzent, den du jetzt im Sinn hast. Der Tragelehn und auch Czechowski, die haben sich ganz vehement gegen Grass gewehrt, weil er so wie selbstverständlich seine Kriterien der Kritik an das alles, was da von den Ostlern kam, angelegt hat. Und das war dann eben nichts, gell? Tragelehn oder war es Czechowski, der ist dann ausgerastet und wollte keine Argumente mehr austauschen und hat dem Grass nur entgegengeschrien: „Du setzt dich mit deinem fetten Westarsch hierhin und willst uns sagen, was wir falsch und richtig machen?“ Das hat es gegeben, aber eigentlich in dieser Schärfe selten. Sonst hätte man nicht unbedingt bemerken müssen, außer vom Gegenstand her, daß die aus verschiedenen Staaten kommen. Da waren auch Österreicher dabei, Schweizer. Der Sinn der Sache bestand eigentlich darin, das Handwerkliche zu erörtern, das Formale. Und das war ja nicht zu trennen von den Gegenständen. Ich erinnere mich gerne an die Atmosphäre. Wenn Du meine Situation in der DDR, als jemand der zu schreiben versucht, betrachtest, dann war das eben der einzige Kreis, wo man mir nicht gesagt hat: „Du bist nichts, deine Texte sind nichts, geh’ nach Hause, du störst hier.“ Das war der einzige Kreis! Und da habe ich auch Freunde gefunden — Nicolas Born z.B., auch Grass. Das hat zwar später immer auch Auseinandersetzungen zwischen Grass und mir gegeben, aber eigentlich rührt von der Zeit zwischen ‘74/’77 so etwas her wie Freundschaft, die nicht durch aktuelle Auseinandersetzungen berührt wird. Erstaunlich! Das muß ich auch sagen.

M: Wie hast Du die Ausbürgerung Wolf Biermanns erlebt?

SCH: Die Leute, die sich dagegen empört haben, hatten ja ganz verschiedene Motive. Manche haben das aus dem Glauben gemacht, ein Staat, den man reformieren möchte und den man reformiert haben will, ein sozialistischer Staat, dürfe das nicht machen. Das war, glaube ich, auch die Regung von Christa Wolf. Ich habe einfach nur reagiert aus einer Empörung, die sich herleitet aus einem ganz schlichten Verständnis von bürgerlichem Recht. So etwas gibt es doch gar nicht. Kein gebildeter Staat hat in der Verfassung vorgesehen, daß man einen Bürger seiner Staatsbürgerschaft berauben kann, das gibt’s nicht. Man kann einem Amerikaner nicht die Staatsbürgerschaft nehmen. Das kam aus der Haltung, daß man alle Zeit und an jedem Ort bestehen müsse auf den bürgerlichen Grundrechten, auch in so einem Staat. Die ersten Unterzeichner, das waren zwölf Leute, die haben das am 16. November unterzeichnet, glaube ich. Und dazu gehörte auch Sarah Kirsch. Erstunterzeichner! Das war damals wie ein Adelsprädikat. Wir waren alle ziemlich aufgeregt. Ich bin dann am nächsten Morgen zu Sarah gefahren.

Da kam dann auch noch Kurt Bartsch, und wir haben gesagt, also wir unterschreiben das auch. „Aber wie? Wo ist diese Petition? Wie kann man die unterschreiben?“ Das muß man sich ja auch mal praktisch vorstellen! Die war in der Hand von Plenzdorf. Jedenfalls hatte man vereinbart, daß Plenzdorf Unterschriften entgegennimmt. Da haben wir den angerufen, oder er hat gerade bei Sarah angerufen, um ihr zu sagen, wie die Sache steht. Und dann haben Kurt Bartsch und ich mit Plenzdorf gesprochen am Telefon und haben gesagt: „Genügt das, wenn wir dir sagen, wir unterzeichnen das auch?“ Sagt er: „Ja. Dann setz’ ich eure Namen darunter. Habt ihr euch das auch gut überlegt?“ „Ja“. So kam die Unterschrift zustande, und im Laufe der folgenden Tage sind auf diese Weise noch ungefähr 100 Unterschriften dazugekommen. Was dann kam, das weißt du ja. Also die wurden dann ja regelrecht auseinandergenommen als Gruppe — das war ja eigentlich gar keine Gruppe — die Zwölf und jeder einzelne für sich. Hat man so Teile- und Herrschespielchen gemacht. Christa Wolf nicht rausgeschmissen aus der Partei, ihren Mann ja, usw. Aber ich kann das ja nur aus meiner Sicht, meiner Erfahrung beschreiben. Volker Braun hat zurückgezogen im *Neuen Deutschland*, Fritz Cremer auch. Wir haben auf jeden Fall alle Leute, die ihre Unterschrift zurückgezogen haben, öffentlich, verachtet. Den kannst du vergessen, hieß es dann, oder die.

M: Deine Unterschrift unter diese Petition war es ja dann auch, die die Akademie der Wissenschaften benutzte, Dich zu entlassen und Dir so die Existenzmöglichkeit in der DDR zu entziehen, womit Dir nicht viel mehr übrig blieb, als zu versuchen, aus der DDR wegzugehen. Hast Du mit Schriftstellerkollegen oder Freunden über Deinen Ausreiseantrag gesprochen?

SCH: Ja, mit Sarah z.B., die ist ja schon im Sommer weg. Und die hat mir nichts geraten. Wer kann da schon raten, ja? In der DDR hat mir keiner geraten. Nur aus Westdeutschland haben sie mir geraten. Grass hat mir geraten und Born: „Mußt weg! Es ist höchste Zeit! Vorsicht!“ Aber ich wollte mich auch mal meiner Position in den Augen anderer vergewissern, als ich schon den Ausreiseantrag gestellt hatte. Deshalb bin ich mal zu Christa Wolf gegangen. Na, das war aber sonderbar.

M: Warum Christa Wolf, warum nicht jemand anders?

SCH: Ich hatte Christa Wolf bis dahin für jemanden gehalten, der so einen gewissen moralischen Anspruch verwirklicht, der man ein Urteil zutraut über solche weitreichenden Dinge. Und vielleicht wollte ich auch von ihr, weil ich sie so gesehen habe, etwas hören, was meine Schritte bestätigte. Sie hatte damals noch eine Wohnung in der Friedrichstraße, gleich neben dem Hotel und Restaurant Adria, und sie hatte mir einen Termin gegeben für den späten Nachmittag, abends war das schon fast. Sie hat sofort, als ich die Wohnung betrat, ein Zeichen gemacht, ich solle nicht sprechen. Das habe ich schon mal nicht verstanden. Ich dachte, wenn schon Christa Wolf nicht spricht, wer spricht dann in seiner eigenen Wohnung? Wenn *sie* nicht den Mut hat zu sagen, was sie denkt in ihren eigenen vier Wänden, dann ist doch schon alles zu spät, nicht? Und dann hat sie mir ganz munter und harmlos vorgeschlagen, einen Spa-

ziergang zu machen. Dann sind wir durch die Stadt gewandert, immer im Karree. Und sie hat sich alles angehört und hat gesagt: „Ja, es ist besser, Sie gehen."

M: War das der Rat, den Du haben wolltest?

SCH: Ja. Nur war mir ihr Satz etwas zweideutig.

M: Weil er sich abgrenzte von Dir?

SCH: Ich hätte gern gehört von ihr, für wen das besser ist. Hat sie nicht gesagt. Hat nur gesagt: „Ja, es ist besser, Sie gehen." Ich habe mich hinterher in der Bundesrepublik oft gefragt, was hat sie denn eigentlich gemeint? Es gab ja immerhin mindestens zwei Möglichkeiten: Es ist besser für die DDR und für Leute wie mich, Christa Wolf, wenn Sie gehen. Oder, es ist besser für Sie, Schädlich, zu gehen. Das Rätsel hat sich aufgelöst bei der Lektüre der Stasi-Akten. Mein ältester Bruder, der zu allen möglichen Leuten Kontakt hatte, der Christa Wolf gekannt hat, war danach bei Christa Wolf. Hat mit ihr über mich gesprochen, und nach seinem Bericht an die Stasi soll sie gesagt haben: Tja, wer so was macht, wie ihr Bruder, der muß auch gehen. Also ich konnte ihren Satz für mich so deuten, daß sie gesagt haben wollte: Es ist besser für die DDR und auch für mich, wenn solche Leute wie Sie verschwinden. Das hätte dann auch heißen können: Ich muß dann auch nicht mehr als moralische Instanz herhalten für solche Leute wie Sie und darf nicht mal in meiner eigenen Wohnung mit ihnen reden. Laßt mich doch alle in Ruhe!

M: Hast Du irgendwann einmal versucht, mit ihr darüber zu reden?

SCH: Nee.

M: Würdest Du es irgendwann gern mal tun?

SCH: Nein, das würde ich mir nicht wünschen. Ich habe mit ihr gar nichts zu besprechen, gar nichts. Sie ist doch noch heute, wie ich aus dem Buch *Der Weg nach Tabou* entnehme, in ihrer Geisteshaltung von damals befangen. Also, wir haben gar nichts zu besprechen. Ich habe aus dem Buch entnommen eine schwermütige Klage über den Verlust der DDR. Und das ist für mich eine Klage über den Verlust der Diktatur. Das bezeugt für mich eigentlich am deutlichsten die geistige Teilhaberschaft, denn ich klage nicht über den Verlust von etwas, mit dem ich nichts zu tun hatte. Nur, wenn ich zutiefst damit zu tun hatte, kann ich den Verlust von etwas beklagen. Sie drückt es dann auch etwas verwaschen aus: „Ich habe dieses Land geliebt", steht da irgendwo. Erstens war das kein Land, sondern ein Teil eines Landes, Teil von Deutschland, und wenn sie wirklich das Land oder das Teilland, einen Teil Deutschlands meinte, den sie so geliebt hat, den Teil gibt's immer noch. Den kann sie auch heute noch lieben. Warum liebt sie ihn heute nicht mehr? Es war also eine andere Liebe, es war die Liebe zu

dem Staat und zu der Idee dieses Staates, der zwar pervertiert war usw., aber letzten Endes doch rettbar erschien. Das äußerste, was ich dazu sagen kann, ist: Das ist sehr langweilig, sehr langweilig. Und es verrät natürlich viel. Es verrät z.B. etwas, was ich auch bei anderen Leuten in der DDR, die einer ähnlichen Geisteshaltung anhängen, zu beobachten vermeine, nämlich, sie sind keine Demokraten. Sie lieben die Demokratie gar nicht. Auch solche Leute wie Stefan Heym, nicht. Na gut, das ist frei, ja, man kann in der Demokratie leben, man kann ihre Vorzüge genießen, und das tun die ja auch, ohne sie lieben zu müssen, oder ohne sie zu lieben. Aber ich höre das schon gerne in Klartext, es ist so langweilig, das überhaupt zu hören und es sich dann auch noch mühsam erschließen zu müssen, es ist aber so.

Es gab Leute in der DDR, die ich für subjektiv ehrlich halte, die eben immer so von der Idee erfüllt waren, man müsse das Ganze reformieren, damit es was Gutes wird. Das ist ja an sich, wie soll man das sagen, ganz neutral und naiv betrachtet, durchaus ehrenhaft. Aber diese Bewertung der Ehrenhaftigkeit ist selber nur möglich, wenn man in der Vorstellung befangen ist, daß es sich lohnt und daß so was überhaupt denkbar wäre. Und das ist aber die Frage. Ich meine, es hat auch Leute gegeben — ich weiß jetzt gar nicht unbedingt, wen ich da nennen soll — aber es hat in der DDR auf alle Fälle Leute gegeben, die dem System überhaupt keine Reformierfähigkeit zugeschrieben haben, die einfach gesagt haben: Das Ding ist falsch, verfehlt und muß weg. Gemessen daran, ist es natürlich irgendwie traumhaft, wenn Leute von der Reformierbarkeit gesprochen haben.

Das kommt mir vor, als ob man sagt, es ist zwar nicht ganz passend, aber man sagt, wenn wir unser Zuchthaus reformieren, dann wird es dort drin schön. Zuchthaus ist Zuchthaus, das bleibt immer ‘ne Strafanstalt. Die Reformleute, die waren für mich, obwohl die das natürlich abstreiten, immer nur dafür gut, die Haftbedingungen zu verbessern. Streiten die ab. Volker Braun würde an die Decke gehen. Wie hat er dann noch in einem Gedicht geschrieben zuletzt, sinngemäß: Er hätte verloren, was er nie besessen hätte. Geht das? Ich war in einer Diskussion in Paris, in der Buchhandlung Erlkönig. Da war ich nur Gast, es hat mir Spaß gemacht. Das war nach ‘89, und die Lesung hielt Adolf Endler. Nach der Lesung sagte ein Mann aus dem Publikum, ein sehr alter Herr, in einwandfreiem Deutsch zu Adolf Endler: „Empfinden sie auch so wie Volker Braun“ — das wußten die in Paris, ja — „der geschrieben hat, ich hab’ verloren, was ich nie besessen, in bezug auf die DDR.“ Sagte Endler: „Nö. Ich empfinde so nicht. Ich nehme das mal ganz direkt, was ich nicht besessen hab’, und ich habe es in der Tat nicht besessen, das kann ich auch nicht verlieren.“ Also, diese, wie soll man es nennen, Enttäuschung der Reformwilligen, die dann nach dem Ende der ganzen Angelegenheit in so ein mystisches, pseudo-dialektisch mystisches Gewabere aufsteigt, das finde ich so grauenhaft. Also ehrlich gesagt, ich kann das überhaupt nicht verstehen, daß man einer Sache nachweint, die einfach nur verdient hatte zu verschwinden, egal, mit welchen schönen ernsten und gültigen Sprüchen man diese Sache drapiert hatte. Von Marx, und von Engels, und von allen möglichen guten Leuten schön umwickelt, daß man nicht sah, was es eigentlich wirklich ist, von außen. Und da hatte man auch eine großartige Tradition, schöne Namen wie Sozialismus usw. Und uns, also denen, die weggegangen sind — ich sage jetzt nur uns, weil ich immer verschiedene Leute meine, die ich aber nicht mehr aufzählen kann — uns hat man eigentlich

nicht so gerne gemocht. Die strengsten, die schärfsten Reformleute haben Leute wie mich immer noch auch als Verräter und Gegner angesehen. Ja, wir wollten ja nichts reformieren, wir haben ihnen ja ihr Spielzeug weggenommen, an dem sie noch ein bißchen schnitzen wollten, und das sie hübsch bemalen wollten, weggenommen. Das mochten die auch nicht. Die Bärbel Bohley hat mal gesagt, das hat sie sogar auch geschrieben, nämlich in ihrem Beitrag in dem Buch *Aktenkundig*, hat sie geschrieben: Nach der Lektüre der Akten des Staatssicherheitsdienstes wurde ihr erst vollkommen klar, spät, daß ein solcher Staat gar nicht reformierbar war, daß der Gedanke an die Reformierbarkeit des Staates eigentlich eine schrecklich Illusion war.

M: Aber es gibt auch etwas anderes von Bohley, nämlich daß sie am Tag, als die Mauer fiel, gedacht hätte, das wäre schrecklich, denn mit dem Fall der Mauer war der Reformgedanke der Bürgerrechtler zu den Akten gelegt.

SCH: Sie hat noch lange daran festgehalten.

M: Ja. Worauf ich hinaus will, ist folgendes, daß vielleicht diese Illusion der Reformierbarkeit eine historisch ganz notwendige Illusion war, denn ohne diese Illusion wäre es vielleicht anders gekommen, hätte länger gedauert, Honecker hätte nicht abgesetzt werden können usw. usw., weil eine radikalere Rhetorik und Praxis der Bürgerrechtsbewegung den Staat zum blutigen Handeln veranlaßt hätte. Es ist ja typisch für jede Revolution, daß die, die anfangen, dann die sind, die hinterher im Gefängnis sitzen oder überholt und kaltgestellt werden von den anderen.

SCH: Stimmt. Ja, die Bürgerrechtsbewegung in der DDR hat aus dem System heraus überhaupt erst die kritische Bewegung in Gang gebracht. Die anderen, die grundsätzlich gegen das System waren und eigentlich seine Abschaffung verlangt haben, die waren eigentlich gedanklich viel zu weit, um die im System befangene Masse irgendwie zu erreichen — könnte sein.

M: Und in dieser Vorbereitungsphase, um auf die Dichter, Autoren, um die es immer geht, zurückzukommen, haben dann auch Volker Braun, Christa Wolf und andere mit ihren Texten ihren Platz, glaube ich, auch wenn sie in der Realität vielleicht wenig mit der Bürgerrechtsbewegung zu tun hatten.

SCH: Ja. Nur, wenn die Geschichte dann — wie heißt das in historischem Pathos — ihr Wort gesprochen hat und es mangelt denen dann an Einsicht in den Schritt, der stattgefunden hat, dann werden die irgendwie komisch.

M: Selbstverständlich.

SCH: Sogar penetrant. Ja, das Beste ist natürlich, und da haben es die Amerikaner gut, man hat gar nichts mit Diktaturen zu tun. Dann kommt man auch nicht in die Verlegenheit, irgendwie dialektisch nützlich zu sein oder, falls man uneinsichtig ist, hinterher penetrant komisch zu werden.

Teil II

M: Ich habe gerade in der Zeitung einen Bericht über das Treffen von Schriftstellern und einigen Literaturwissenschaftlern auf Hiddensee gelesen. Nach diesem Bericht hat Wolfgang Emmerich, bezogen auf seine DDR-Vergangenheit bis zu seinem 17. Lebenjahr, von der eigenen gebrochenen Identität gesprochen und so eine Art Brücke zwischen Ost und West geschlagen. Das bringt mich auf die Frage, wie Du das für Dich siehst. Wo liegt die DDR in Dir?

SCH: Wo liegt die DDR in mir? Das ist eine sehr schwierige Frage. Ich habe, ehrlich gesagt, nie ernsthaft darüber nachgedacht, wo die DDR in mir liegt, nie. Vielleicht habe ich das auch verdrängt. Ich glaube nicht, daß ich gerne darüber nachdenke, wo die DDR in mir liegt. Also ich könnte mir vorstellen, daß die Verhaltensweisen in einer diktatorischen Ordnung, wie es die DDR ja war, auch derer, die sich innerlich oder nach außen hin gegen diese Ordnung stellen, bestimmt werden von den Bedingungen der Diktatur. Und ich könnte mir vorstellen, daß die DDR insofern in mir liegt, als ich mich in der Bundesrepublik im Verhältnis zur DDR oder auch in anderen Zusammenhängen immer ziemlich rigoros verhalten habe. In einem gewissen Rigorismus, denke ich manchmal, liegt die DDR in mir. Das betrifft auch mein Verhältnis, oder meine Ansicht über das Verhalten, das zu wünschen wäre, gegenüber den Nazis in der Bundesrepublik. Ich neige da zu einem Rigorismus. Und ich kann den aber auch begründen. Ich unterscheide immer zwischen dem Begriff Gegner und dem Begriff Feind. Aufs Politische bezogen und in der Bundesrepublik ist für mich ein politischer Gegner immer jemand, der die grundsätzlichen demokratischen Voraussetzungen der demokratischen Gesellschaft anerkennt. Ein Feind tut das nicht. Ein Feind — also so definiere ich mir den Begriff in bezug auf die demokratische Gesellschaft — ist jemand, der daran arbeitet, die Grundübereinstimmung des demokratischen Staates zu zerstören. Der ist auch mein persönlicher Feind, weil er die Lebensvoraussetzung, meine Existenzvoraussetzung angreift. Das habe ich ja erlebt, was das heißt, wenn es keine demokratische Grundübereinstimmung gibt in der Verfassung usw. Und deswegen scheue ich mich auch gar nicht, in diesem Sinne ein Feindbild zu haben. Ich halte es für kindisch, wenn ganz allgemein gesagt wird, die Leute sollen ihre Feindbilder aufgeben. Es gibt echte Feinde, und warum soll man von denen kein Bild haben? Der Rigorismus, mit dem ich mir das zurechtgelegt habe, der stammt vielleicht aus dem Leben in der DDR. Man kam in der DDR ohne diesen Rigorismus gar nicht aus. Seine Wurzel liegt vielleicht in der Erfahrung des Lebens in einem Staat, der Opposition zum Feind erklärte, auch wie einen Feind behandelte und sie im Zuchthaus oder im Untersuchungsgefängnis der Stasi verschwinden ließ. Wirkliche politische Feinde, sogar persönliche Feinde, die — ist auch so ein alter Terminus — mit den legitimen Machtmitteln des demokratischen Staates bekämpft werden müssen, sehe ich heute in den Nazis in der Bundesrepublik. Es gibt da andere Meinungen, das weiß ich. Und da kommt man an den Punkt, den wir kürzlich mal erwähnt haben: Wieso ist es kein demokratischer Staat mehr, wenn er seine Feinde nicht toleriert im Sinne der Meinungsfreiheit usw. Weißt Du darauf eine Antwort? Es wird gesagt, es wider-

spräche den Regeln der Demokratie, wenn man die Feinde der Demokratie nicht reden läßt usw.

M: Es gibt verschiedene Antworten. Vielleicht sind alle diese Antworten nicht befriedigend. Die Demokratie besteht ja eben darin, daß sie zumindest die Reden ihrer Feinde toleriert. An den Rändern der Demokratie kann es so etwas geben. Eine andere Antwort wäre vielleicht, daß viele Menschen sich ändern und daß z.B. junge Nazis, die heute auf der Straße sind, daß die 20 Jahre später durch die Erfahrungen mit der Demokratie anders werden. Dieses Bild vom Kampf gegen den Feind ist ja ein statisches Bild und schließt die Entwicklung der Leute aus.

SCH: Vielleicht ist für einen Neonazi, der eine Türkin ermordet hat, ein 3-5jähriger Gefängnisaufenthalt auch eine Chance der Entwicklung?

M: Aber Mord, ob der Mörder nun ein Neonazi ist oder irgendein anderer, ist Mord. Und drei Jahre sind ganz sicher zu wenig.

SCH: Ja, in diesem Falle. Oder Mordversuch oder Brandstiftung. Leute haben in Lübeck die Synagoge angebrannt — man muß da genau überlegen.

M: Wenn man Deine eigene Geschichte zurückverfolgt: das Internat in Templin, Dein Studium an der Humboldt-Universität und dann in Leipzig, die Enttäuschungen von ‘68, neben sicher ganz anderen, persönlichen Sachen — wie fühlt sich jemand, der in rigoroser Feindschaft zu diesem nun untergegangenen System steht, aber wie auch immer, durch dieses System dort hingelangt ist, wo er nun mal ist?

SCH: Ja, das stimmt. Ich hab’ z.B. lange Jahre, sogar in der Bundesrepublik noch, eine gewisse Dankbarkeit empfunden für die Möglichkeit, daß ich in der DDR zur Oberschule gehen konnte. Ich habe das auch erörtert in der Bundesrepublik mit Leuten. Die haben mir gesagt, ach sei doch nicht kindisch. Diese Möglichkeit hättest du auch woanders gehabt, z.B. in der Bundesrepublik, besser, ohne diese vielen Kränkungen und Verletzungen. Aber ich bin nun einmal da zur Schule gegangen, und in der Lage, in der ich mich befand — ich war arm, meine Mutter war arm — kommt so ein Gedanke auf. Wenn man es rationalisiert, dann könnte man sagen, das ist doch ein sentimentaler Kitsch, du warst nur blöde, unfähig zu sehen, wo du hättest hingehen können. Das behebt dann mein sentimentales Gefühl etwas. Oder wir mußten ja in der DDR an der Universität keine Studiengebühren bezahlen usw. Na, dann sagt man: „Na und, dann hättest du BAFöG gekriegt und hättest es hinterher zurückgezahlt. Also was soll’s? Das ist kein Grund, dem Staate dankbar zu sein.“

M: Ich will eigentlich nicht so sehr auf Dankbarkeit oder Opposition und auf all diese großen Sachen hinaus, sondern nur darauf, wie Du bist, wie Du schreibst. Sowohl von den Themen

als auch von Deiner Schreibart her habe ich den Eindruck, daß Du von diesen Verhältnissen drüben doch sehr geprägt worden bist.

SCH: Ich selber kann das nicht so beurteilen. Ich stecke ja in mir und stehe nicht über mir. Es ist ja auch vollkommen spekulativ für mich, zu sagen, wie für jeden Menschen, was wäre gewesen, wenn du woanders gelebt hättest. Das kann man nicht beantworten, das ist unmöglich. Ich kann es nicht beantworten. Also, um es vornehm auszudrücken, da mangelt es mir an Kompetenz. Ich habe mich ja auch, das bilde ich mir jedenfalls ein, von der — also im allgemeinsten Sinne gesagt — Bindung an die Gegend, aus der ich stamme, zu lösen versucht. Ich persönlich, für mich, hatte das Gefühl, daß ich mich davon gelöst hatte — das erscheint jemandem vielleicht als Widerspruch — mit dem Buch *Tallhover*. Da könnte man dann gleich sagen: „Ha, das ist ja genau der Gegenstand, die fiktive Biographie eines geheimen Polizisten. Wo hat es dann das in dieser Weise gegeben usw." Aber gerade weil ich das Thema als eine Sache im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts angesehen habe, weil ich das im großen und ganzen nicht auf die DDR bezogen habe, nur ganz zuletzt aus Gründen, die man auch noch erklären kann, bilde ich mir ein, hatte ich mich von der Bindung an das enge Feld DDR gelöst. Und schon gar mit dem *Schott*, glaube ich. Andere werden wieder etwas anderes sagen. Das ist so meine persönliche Überzeugung. Wahrscheinlich sage ich das auch, weil ich es auch will, mich gelöst zu haben. Sogar mag ich es einfach nicht, darüber habe ich auch schon mit Literaturwissenschaftlern gesprochen, daß man mir sagt, du bist ein DDR-Schriftsteller. Nun könnte man sogar, das mache ich dann auch geltend, das Gegenteil behaupten, weil ich in der DDR gar nicht publizieren durfte und nicht publiziert habe. Aber dann heißt es, deine Gegenstände sind davon bestimmt, du hast da gelebt, du hast da geschrieben usw. Ich höre das nicht gern, und zwar im Vergleich mit denen, die wirklich DDR-Schriftsteller waren. Sogar solche, die später oppositionell gehandelt und die DDR verlassen haben, sind in viel anderer Weise DDR-Schriftsteller, Kunert z.B., auch Sarah Kirsch, aber ich nicht. Wie soll man das aufklären, ja? Auf die Frage, was bist du denn dann überhaupt, in dieser Hinsicht, habe ich gesagt, ein Deutscher. Oder, falls das historisch noch genauer fixiert werden soll, ein Ost/West-Deutscher. Ich finde es eigentlich grauenhaft, ehrlich gesagt, mich wiederzufinden in der Geschichte der DDR-Literatur. Da gehöre ich nicht rein, sag' *ich* mir.

M: Hast Du Deinen Frieden gemacht mit dieser Zeit, mit Deiner „Jungsteinzeit", wie das Sarah Kirsch einmal in einem Gedicht genannt hat? Frieden jetzt nicht im Sinne von faulem Kompromiß, sondern einfach: Ja, so war's.

SCH: Ja, den Frieden kann ich heute noch nicht machen. Das hat zu tun mit den Nachwirkungen, z.B. mit der Einsicht in die Stasi-Geschichte oder mit der Begegnung mit Leuten, Schriftstellern, aber auch anderen Leuten, die in der DDR geblieben sind und heutzutage angesichts verschiedener Schwierigkeiten dazu neigen, so eine sehnsüchtige Rückerinnerung zu pflegen. Hier in den USA kann man das gut machen. Man ist weit weg, man trifft die nicht, man hört nichts von ihnen. Da kann man leichter zu einem Punkt gelangen, wo man sagt: OK, das war's

dann, im Guten wie im Bösen. Ich gehe weiter. Ich habe sehr oft empfunden — ich habe das schon mal zu Dir gesagt — was ich so klar für mich bei Thomas Mann ausgedrückt fand, der 1945 in einen Briefwechsel verwickelt wurde mit Walter von Molo, einem sogenannten inneren Emigranten, und der Berichte, z.B. einen Bericht von Stephen Spender über die Lage in Deutschland, gelesen hat, speziell auch über Äußerungen von Schriftstellern, inneren Emigranten. Thomas Mann hat in diesen Stimmen etwas entdeckt, das er „gemütvollen Dünkel" nannte. Und das steckt auch, für mein Empfinden, in den Äußerungen von Christa Wolf, ein gemütvoller Dünkel. Gemütvoll insofern, als immer wieder das Heimische in der DDR, einer Ostzone, beschrieben wird. „Ich habe dieses Land geliebt", wahrhaft gemütvoll. Und dünkelhaft auch, weil das auch mit einem Ausdruck der Verächtlichkeit für Leute gesagt wird, die, wie es dann heißt, die Erfahrungen gar nicht machen mußten, ja. Sie wissen es aber. Aber da unterscheidet sich die Lage etwas von damals. Es gibt genug, die es auch wissen, die auch da gelebt haben.
Vor einiger Zeit, ich war sehr überrascht, muß ich sagen, war ich beteiligt an der Organisation eines israelisch-deutschen Schriftstellertreffens im Literarischen Colloquium am Wannsee. Da bin ich in der Pause mit Hans Magnus Enzensberger im Garten vom Colloquium am See entlangspaziert, und wir kamen auf ein gewisses Engagement von mir zu sprechen in der Auseinandersetzung mit den Relikten und Reptilien der DDR, der Ex-DDR. Da hat er zu mir gesagt: „Hören Sie mal, finden Sie nicht, Sie haben jetzt genug in der Müllbeseitigung gearbeitet?" Im Sinne von: Schade um die Zeit, schade um die Kraft. Mach' doch deins. Das hat mich sehr beeindruckt, das kam meiner Empfindung entgegen, ja. Vielleicht rührte das daher, daß wir auf der Sitzung mit den israelischen Kollegen gerade irgend etwas besprochen hatten, was wieder mit dem Kommunismus zu tun hatte, und wo ich mich wieder aufgeregt hatte. Ich empfand das als sehr hart von ihm zu sagen: Müllbeseitigung, aber eigentlich hat er recht, finde ich. Auch meine Beschäftigung mit den Stasi-Sachen, das hat er vielleicht sogar gemeint, das war ein Akt der Müllbeseitigung. Und Müllbeseitigung kann jemanden vollkommen auffressen. Statt dessen könnte man, anstatt sich mit Trümmern zu beschäftigen, mit Müll, irgend etwas machen. Also, um im Bild zu bleiben, man könnte ein Haus bauen oder einen Garten anlegen.

M: Aber ist man immer so frei, das entscheiden zu können?

SCH: Ich schon gar nicht. Ich war doch überhaupt nicht frei. Ich mußte doch unbedingt dieses Buch *Aktenkundig* zusammensammeln. Unbedingt. Aber inzwischen bin ich doch viel freier, muß ich sagen. Andererseits respektiere und bewundere ich Leute, die sich entschieden haben, ihre ganze Kraft in der Müllbeseitigung zu verbrauchen, wie z.B. Jürgen Fuchs. Ich finde — obwohl das von vielen vehement bestritten wird —, daß Leute wie Jürgen Fuchs mit ihrer Arbeit, also mit der Arbeit an der Geschichte des Staatssicherheitsdienstes usw. sehr, sehr viel beitragen zu dem, was man den inneren Einigungsprozeß in Deutschland nennt. Das wird natürlich gerade bestritten. Es gibt Leute, die sagen, das hindert uns, uns den Aufbauarbeiten zu widmen, bei dem all diese Rückblicke und Auseinandersetzungen mit der Geschichte eigent-

lich stören. Na ja, das hatten wir ja schon mal, nicht. Aber ich glaube, daß Jürgen Fuchs z.B. deshalb etwas für die innere Einigung in Deutschland tut, weil er mit der Arbeit, an der er jetzt sitzt, wahrscheinlich aus vielen, vielen Köpfen etwas herausräumt und eine Einsicht verschafft in Dinge, die erst dann, wenn sie ausgeräumt sind und geklärt sind, freimachen zu dem, was vor ihnen liegt.

M: Könnten nicht überhaupt gerade die Leute, die aus der DDR geflohen oder weggegangen sind, in diesem Einigungsprozeß eine wichtige Rolle spielen?

SCH: Wie denn? Das interessiert mich.

M: Weil sie beide Staaten gut kennen. Die normalen Westler und Ostler kennen einander ja kaum. Aber ihr kennt beide Verhältnisse sehr, sehr gut.

SCH: Das stimmt. Diese Rolle spielt ja z.B. Erich Loest. Er wohnt in Leipzig und in Bad Godesberg usw. Also, was sonst die Schriftsteller angeht und die Einigung — es gibt da so Veranstaltungen, zu denen man regelmäßig eingeladen wird. Die Überschrift lautet sinngemäß: „Was kann die Literatur zur Beförderung des Einigungsprozesses beitragen?“ Oder „Was können Schriftsteller zur Beförderung des Einigungsprozesses beitragen?“ Ich war einmal auf einem Podium mit Frau Wohmann. Wir hatten uns vorher überhaupt nicht abgesprochen. Wir kamen da hin und haben unsere Sätze gesagt. Und es kam dabei heraus: Wenig oder gar nichts können die beitragen. Ich habe gesagt, man könnte die Frage auch anders formulieren. Man könnte nämlich mit Recht — es wurde aber belacht oder als Zynismus abgetan — auch die Frage stellen: Was können Zahnärzte zur Beförderung des Einigungsprozesses beitragen oder die Müllabfuhr oder sonstwer? Viel, habe ich gesagt, mehr als ein Schriftsteller. Erstens kommen Zahnärzte mit mehr Leuten zusammen, täglich, und zweitens reparieren sie ihnen die Zähne, so daß Leute in die Lage versetzt werden, ihre Sprechwerkzeuge ungehindert zu benutzen. Das ist ein großer Beitrag. Das wurde nicht angenommen. Da hieß es dann, aber die Schriftsteller, die schreiben doch, das lesen doch viele, das geht doch in die Köpfe anderer Leute. Ich habe darüber wirklich nachgedacht. Ich dachte, ich kann nichts dazu beitragen. Ich werde schon abgeschreckt von der Frage, in der eigentlich der alte Satz steckt: Schriftsteller haben eine gesellschaftliche Aufgabe. Wie erfüllen sie die? Die Aufgabe heute lautet: Beförderung des Einigungsprozesses. Ich nehme die Aufgabe nicht an. Ich finde nicht, daß man Schriftstellern Aufgaben erteilen kann. Ich meine, das ist jedem überlassen. Und so ist es ja auch, der eine beschäftigt sich damit, und der andere nicht. Aber es gibt keine Aufgabe, Hausaufgabe für Schriftsteller, die irgendeine Institution oder irgendein Gehirntrust ausdenkt und ihnen dann auferlegt, kann es nicht geben. Vielleicht gibt es genügend Leute, die diese Aufgabe fühlen und dann was machen. Was ist denn dann die Aufgabe, sagen Leute aus dem Publikum, was ist denn dann die Aufgabe eines Schriftstellers? Die Leute in der Bundesrepublik sind so überzeugt davon, daß ein Schriftsteller eine politische oder gesellschaftliche oder soziale Aufgabe hat, daß ein Gespräch mit ihnen darüber kaum möglich ist. Dann gibt es ab und

zu mal jemanden, der so mit dem Kopf nickt, wenn man sagt: Wer bin ich schon? Ich habe mir zur Aufgabe gemacht, etwas zu schreiben. Das ist meine Aufgabe. Das ist verkürzt, ja. Da könnte man dann ja gleich wieder sagen, ja was denn? Ja, das, was mich gerade im gegenwärtigen Zustand meines Lebens und meiner Biographie interessiert. Es wird sich ja erweisen, ob das nur mich interessiert oder andere auch. Und dann, wenn es nur mich interessiert, war es auch gut, nämlich für mich.
Alle Leute waren enttäuscht, auch von Gabi Wohmann. Die hat sich erst zu rechtfertigen versucht, indem sie sagte: „Ja, ich habe eine Kurzgeschichte geschrieben über die Probleme der Einigung." „Ja? Wo denn?" Dann hat sie gemerkt, das läuft so gar nicht und hat gesagt: „Ich habe mein Thema, und daran arbeite ich. Wenn das was beiträgt, schön, wenn nicht, auch schön."
Es gibt einen Arbeitskreis von Schriftstellern in Berlin, der ist ausdrücklich nicht an irgend etwas gebunden, an keinen Verband, an keine Partei. Der ist gerade daraus entstanden, daß man nicht an irgend etwas gebunden sein wollte. Der wird geleitet, das war auch seine Idee, von einem Ex-DDR-Schriftsteller, namens Sigmar Schollak. Da kommen interessante Leute, und die haben kürzlich auch dieses Thema erörtert, nicht im Sinne von Aufgabe, sondern ganz allgemein: Was hat die Literatur mit dem Einigungsprozeß, mit der Einheit der Nation zu tun? Ich war ja schon hier, ich war in New York, ich konnte daran nicht teilnehmen. Es steckte aber so etwas darin wie die Notwendigkeit, die Einheit der Nation zu befördern. Und überhaupt steckte so etwas darin, wie die Notwendigkeit der Nation. Und das vermischt mit dem Einigungsprozeß. Das läuft dann darauf hinaus, daß man im Sinne des Einigungsprozesses das Nationale bemüht, bemühen muß. Ich hab' das nicht eingesehen. Ich habe denen auch etwas geschrieben. Ich habe nicht eingesehen, daß die Diskussion über die deutsche Nation oder über die Einheit der Nation irgend etwas aussagt über das Ziel des Einigungsprozesses. Die vorsichtigen Leute sagen, die Diskussion über die Nation dient als Vehikel, um die Leute zusammenzubringen. Aber das ist doch eigentlich höchst gefährlich, sich auf die Nation, die deutsche Nation zu berufen, um die „Köppe" im Osten und im Westen einander verwandter zu machen oder einander näher zu bringen. Was hat man denn da?
Also, ich wollte von denen wissen, worin eigentlich das Ziel des Einigungsprozesses besteht, und habe ihnen geschrieben, das Gerede über die Nation klärt mich über das Ziel des Einigungsprozesses nicht auf. Also zumindest ist die Nation nicht das Ziel des Einigungsprozesses. Wenn man demagogisch ist, kann man sagen: OK, es ist nützlich, über die Nation zu reden; das weckt Gefühle und Erinnerungen und Geschichte, so daß alle Leute im Osten und im Westen sagen können: „Oh, ja! Wir gehören doch einer Nation an, wie wunderbar! Also einigen wir uns endlich, damit wir wieder DIE Nation werden." Also, das ist doch Scheiße, auf deutsch gesagt, oder? Und keiner hat gesagt, worin das Ziel des Einigungsprozesses besteht, selbst die nicht, die das Gerede über die Nation ganz eindeutig und einsichtig als Vehikel benutzen.

M: Auf der anderen Seite habe ich noch eine Erinnerung daran, wie Lafontaine im Bundestag aufgebracht fragte, wie teuer denn die Vereinigung sei. Und mitgehört hat man so etwas wie:

Wenn's zu teuer wird, na, vielleicht dann lieber nicht.

SCH: Das ist auch zynisch, finde ich. Das sollte man gerade aus dem Munde eines SPD-Führers eher nicht hören. Wenn das ein Industrieboß gesagt hätte, der vielleicht gleichzeitig Vorsitzender der — wie heißt dieser Verein?— aller Industriebosse ist, wenn der das gesagt hätte, dann hätte ich gedacht: OK, der denkt an die Bilanz, ja, aber von Lafontaine hätte ich so was lieber nicht gehört. Denn es gibt ja noch 'nen anderen Sinn der ganzen Geschichte. Das war ja auch der Sinn der Veränderungen im Osten und schließlich der Sinn des Bankrotts dieses Systems. Das wäre für mich ein rein politischer Sinn, nämlich, um es nicht so militant zu sagen: die Verbreitung der Demokratie in Europa. Da kannst du Lafontaine vergessen. So haben es ja auch die Tschechen und die Polen alle empfunden. Die haben ja keine geteilten Länder gehabt, in denen man sich Gedanken darüber machen mußte, was es kostet. Sondern die waren ja darauf aus — in der Tschechoslowakei weiß ich's am besten, weil ich da Leute kenne, die jetzt oben sitzen — , die Demokratie in der Tschechoslowakei herzustellen. Da kann man nicht fragen, was das kostet. Die haben die Kosten selber getragen, bis heute. Also, wenn man nach dem Sinn und Ziel des Einigungsprozesses fragt unter *dem* Aspekt, dann könnte man sagen, also ich sage das jedenfalls so, der besteht darin, in Ostdeutschland das Verständnis für die Grundregeln der Demokratie in die Köpfe zu bringen, also z.B. die Grundrechte des Bürgers, die Gewaltenteilung und, das ist besonders für die östlichen Länder oder Teilländer wichtig, die Regel, auch wenn sie oft verletzt wird, daß jede exekutive Handlung auf der legitimen Gesetzgebung beruhen muß. Es darf keine exekutive Handlung geben, die nicht durch gesetzliche Regeln gedeckt ist. Das wissen die ja gar nicht. Die wußten auch nicht mehr, was Gewaltenteilung ist, daß es 'ne unabhängige Justiz gibt, das wußten die nicht. Mir hat mal ein Verfassungsrechtler gesagt, das habe ich bis dahin auch nicht so empfunden, nicht gewußt, ja. Er hat gesagt, die bürgerlichen Grundrechte im Grundgesetz der Bundesrepublik, das sind, wenn man es richtig versteht, keine Rechte, die der Staat gewährt, sondern das sind Widerstandsrechte, die man auch gegen den Staat geltend machen muß, falls er sie verletzt. Es ist nicht so, sagte er, daß man das gewährt bekommt und dann ist es so, sondern, die muß man auch gegen den Staat geltend machen. Wenn man das in Ostdeutschland in die Köpfe bringen könnte, die Grundsätze einer demokratisch verfaßten Gesellschaft, dann wären die beiden Teile Deutschlands — also in Westdeutschland ist das ja auch gar nicht immer klar — , dann wären die innerlich vorangekommen im Sinne einer Einigung. Und dazu braucht man nicht das Nationale, überhaupt nicht, denn gerade das verbindet ja mit anderen Demokratien, unabhängig vom Nationalen. So denkt man ja auch in England oder Frankreich oder in Holland, besonders in Holland.

M: Und doch ist man in England selbstverständlich Engländer, in Frankreich selbstverständlich Franzose, in Amerika ganz selbstverständlich Amerikaner.

SCH: Ja, man muß ja das Nationale als ein historisch entstandenes Identifikationsmuster gar nicht verleugnen. Das ist ja frei. Das ist sozusagen geschenkt.

M: Aber den Deutschen ist es nicht geschenkt. Und nicht selbstverständlich.

SCH: Das ist auch erst geschenkt, wenn man Demokrat ist, finde ich. Wenn man jetzt, wo die Verhältnisse so vage sind im Osten, in dem guten Glauben, der nationale Gedanke könne der Entwicklung dienen, immerzu von Nation redet, ehe die überhaupt, früher hätte man gesagt, ein Bewußtsein von einem demokratischen Staat haben, dann kann das ganz verkürzt werden und umschlagen. Dann können die das mißverstehen und meinen, das Nationale oder sogar das Nationalistische sei jetzt das neueste Ziel, wie dieser Schirinowski das propagiert. Oder die Serben. Versteh' ich nicht, ich brauche meine Nationalität eigentlich nicht. Ich bin ja natürlich Deutscher, kann auch nur wirklich eine Sprache, das ist Deutsch. Das ist mein historischer Zufall, ich bin eben so geboren. Aber brauche ich das, um zu leben? Nein, ich brauche eigentlich, um zu leben, solche Verhältnisse, und da mache ich auch gar keinen Abstrich, wie ich sie nach der DDR in der Bundesrepublik gefunden habe. Oder wie man sie in Amerika findet, oder extrem gesagt, ich wiederhole das mal, in Holland, ja. Oder in Dänemark.

M: Wo hast Du den 3. Oktober 1990 erlebt?

SCH: In Westberlin. Da war doch die große Feier der Einigung vor'm Reichstag. Da waren vielleicht 'ne Million Leute. Und das wollte ich mir anhören. Ich hab' so am Rande gestanden und habe mir die Feierlichkeit angesehen und angehört. Da sprachen Weizsäcker und ich glaube auch Kohl. Im Anschluß an diese Feier wurde eine riesige deutsche Fahne gehißt vom Reichstag. Da hatte man extra so einen Stahlmast installiert, und dann gab es ein Feuerwerk und Musik von Beethoven aus Lautsprechern. Die haben immer das Nationale beschrien, ja, und ich war von widersprüchlichen Gefühlen bewegt in diesem Moment. Ich habe mich so gefreut, daß es die Wiedervereinigung Deutschlands gibt. Und andererseits hab' ich gedacht: Die Einheit Deutschlands zu feiern, war für mich gar nicht der Hauptgrund der Freude. Für mich war der Hauptgrund der Freude, daß das ostdeutsche Regime untergegangen war. Ich habe dann schon eingesehen, daß sich das unter den Verhältnissen in Deutschland nicht anders äußern kann als in der Wiedervereinigung, in der nationalen Einheit. Aber das war für mich nur sekundär. Das war für mich eine praktische oder logische Folge des Zusammenbruchs der DDR. Aber, wie gesagt, der Hauptgrund meiner Freude war, daß dieses Regime weg war, verschwunden, ja. In den Reden, die ich da gehört habe, hat man das nicht so betont. Da hat man mehr den Gedanken der nationalen Einheit betont, Weizsäcker auch. Bin da ganz nachdenklich wieder weg. Man kam übrigens kaum weg, da mußtest du schon am Rande irgendwo in den Tiergarten flüchten, um überhaupt aus dem Gewühle herauszukommen. Und die meisten Leute, die ich da beobachtet habe, meistens Westberliner, waren sehr still, so nachdenklich. Bedenklich, ja? Erfreut schon, aber auch bedenklich, nachdenklich, still. Da hat vielleicht auch noch nachgewirkt, daß sie die Ereignisse gar nicht so schnell gefaßt hatten.

M: Ich war zufällig in Ostberlin an dem Tag.

SCH: Was war denn an dem Tag, am 3. Oktober 1990, als in Westberlin die Einheitsfeier stattfand, was war denn da in Ostberlin los?

M: Es war eine ähnliche Stimmung wie die, die Du beschrieben hast. Ich glaube, diese reine Freude, die Euphorie, das war der 9/10. November ‘89. 1990 auf der Ostseite — wir waren am Fernsehturm und sind dann in Richtung Brandenburger Tor gelaufen wie alle Leute, die durchs Brandenburger Tor gehen wollten an dem Tag — gab es so eine Mischung aus Freude, Nachdenklichkeit, alkohol-angeregtem Übermut, Unsicherheit, aber auch schon Katerstimmung. Also eine komische Mischung.

SCH: Schade, daß das so wenig nachhaltig geblieben ist, die Freude über den Wechsel der Gesellschaftssysteme.

M: Hast Du Dich in der Zeit nach dem Fall der Mauer mit Kollegen getroffen aus dem Osten oder aus dem Westen?

SCH: Nur aus dem Westen. Aus dem Osten eigentlich nicht.

M: Es gab niemanden im Osten in der Zeit, der versucht hat, Brücken aufzubauen oder abgebrochene Brücken wiederherzustellen?

SCH: Zu mir nicht. Nein. Bei Jürgen Fuchs war das anders, weil er so viele Kontakte zur politischen Opposition im Osten hatte. Die sind dann zu ihm gekommen. Ich hatte diese Kontakte nicht. Und mit ostdeutschen Schriftstellern stand ich mich nicht so gut. Wir haben aber dann im [Literarischen] Colloquium — ich weiß jetzt nicht mehr genau wann — was gemacht und haben dazu viele Ostdeutsche eingeladen, zweimal sogar nach der Öffnung der Mauer. Da habe ich dann schon wieder Leute getroffen: Elke Erb, Eddy Endler, auch jüngere, sogar Herrn Anderson, der war allerdings schon seit 1986 im Westen. Der traf dann offiziell die Leute vom Prenzlauer Berg, die wir auch eingeladen hatten: Papenfuß und andere. Anderson hat mich ja im Westen vollkommen getäuscht über seine Identität. Alle hat er getäuscht. Ich hatte zwar keine besondere Beziehung zu ihm, aber ich saß zusammen mit ihm auf dem Podium. Später, als die Sache dann rauskam, habe ich mich geweigert, mit ihm irgendwo zusammenzutreffen. Anderson war ein sehr überzeugender Darsteller, muß ich sagen, auch auf einer Tagung in England. Hat da vom Leder gezogen gegen die DDR. Das war so ’ne absurde Situation. Anderson zog vom Leder gegen die DDR. Vor allem Christa Moog hat Einspruch erhoben und hat gesagt: „Schließlich komme ich von da. Ich habe auch etwas an mir, was ich der DDR verdanke. Ich kann dir nicht folgen, wie du das alles hier so runtermachst.“ Hat sie sich noch gegen Anderson verwahrt als Verteidigerin der DDR. Er hat sie sogar bezichtigt, da auf dem Podium, daß sie politisch dumm sei, sie, die aus der DDR geflüchtet ist. Und da gab’s einen Protest aus dem Publikum, wie er sich herausnehmen könne, eine Frau so zu be-

handeln.

M: Die nächste Frage hat mit *Schott* zu tun. Es scheint mir, daß es für die Figur Schotts sehr wichtig ist, im Kopfe verschiedene Möglichkeiten durchzuspielen, und daß dieses Durchspielen damit zu tun hat, daß Schott selber alle diese Möglichkeiten nicht leben kann, nicht lebt. Die Frage an den Autor ist dann, ob die Frage, die implizit im Buch vorhanden ist, nämlich, was hätte sein können, was könnte sein, ob die für den Autor eine wichtige Frage ist?

SCH: Nein, für mich ist das keine wichtige Frage! Die Frage nach den Möglichkeiten des Daseins, die ist eigentlich einerseits, auf die Situation von dem Schott bezogen, nur so eine Art Muster, das eben Wahlmöglichkeiten läßt für jemanden, der so ein ungebundenes, individuell freies Leben leben will, und andererseits, wenn man mal von einer Figur absieht, rein ästhetisch begründet. Das ist eigentlich für mich eine Reaktion auf die mehr oder weniger eins zu eins operierende realistische Schreibweise, die irgend etwas nimmt und das dann abbildet. Also für mich ist das in diesem Sinne eher ein Plädoyer für die grenzenlose Fiktion oder für eine grenzenlos fiktive Schreibweise gegen die langweiligen Wirklichkeitsdarsteller. Ich bin mir zwar darüber im klaren, daß ich auch wieder in so eine langweilige Wirklichkeitsdarstellung verfalle oder schon verfallen bin, aber auch wieder nicht. Also das ist so — wie soll man das nennen? — so wie das auch im sogenannten Leben nie so klar ist, ob jemand nur eines hätte machen können oder doch nicht auch was anderes. So ist es dann auch in der Literatur für mich ziemlich fragwürdig, wenn ich etwas so dargestellt finde, als ob es so und nur so hätte sein können. Ja, mein Gott, im Grunde genommen ist das eigentlich wie eine Art Verlangen nach einer Literatur, die rein fiktiv ist. Das heißt nicht, daß ich ohne die Erfahrung der Wirklichkeit auskommen könnte, die wird ja vorausgesetzt. Und wenn sie auf Wirklichkeitserfahrung beruht, die dann natürlich vermittelt erscheint, dann liefert die Fiktion die Muster für Wirklichkeit. Manchmal ertappe ich mich dabei, daß ich soweit gehe zu sagen, und das erfülle ich selber nicht, nur fiktive Literatur ist wirklich Literatur. Alles andere ist Report, eigentlich langweilig. Es sei denn, man ist daran interessiert, Kriminalfälle nacherzählt zu bekommen oder Schlachtenbilder. Da kommt man eigentlich auch dazu, daß das ein unerreichbares Ziel ist. Ich finde kaum jemanden, der das nahezu erreicht hat. Ich bilde mir ein, daß das z.B. Beckett erreicht hat. In dem Sinne ist er, für mich, am weitesten gekommen, auch wenn man sich sagen muß, daß das nun gerade am wenigsten Erfolg hat, ja. Gut, Beckett ist eine Ausnahme; der hat durch seine Stücke den großen Erfolg errungen, aber durch seine Prosa gar nicht. Wenn er nur Prosa geschrieben hätte, wer weiß, wo Beckett da wäre, der Name? In den Stücken aber ist er ja auch kein platter Wirklichkeitsbeschreiber.

M: Was ist mit „Die Sache mit B.“?

SCH: Das ist ein glatter Rückfall, ein glatter Rückfall, ja. Und wahrscheinlich ist diese Vorstellung gar nicht realisierbar von einer Literatur, die nur dann Literatur genannt zu werden verdient, wenn sie auf Erfindung, auf Fiktion beruht. Eine solche Sache wie „Die Sache mit

B.“, verdient ja vielleicht auch, beschrieben zu werden. Die kann aber gar nicht anders beschrieben werden als gewisserweise in einem Abbild einer öden Realität, ja.

M: Der Text reiht sich, für mich jedenfalls, in eine lange Tradition von Kain-und-Abel-Geschichten ein.

SCH: Ich weiß nicht, ob das dieser Text leistet. Da war ich nun vollständig befangen in der Wirklichkeit. Es gab eine andere Fassung. Die habe ich weggeschmissen. Die war auch noch belastet mit meinen Emotionen. Ich habe dann gemerkt, daß das nur zu machen ist, wenn man, sogar als Beteiligter oder jedenfalls als Beschreiber, die eigenen Empfindungen, die eigenen Emotionen streng fortläßt, daß man dann selber wegkommt. Manche sagen dazu, das ist kalt. „Sie müssen doch dabei auch was gefühlt haben?“ Ja, das stimmt schon, aber das hat nichts mit dieser Arbeit zu tun. Da bin ich eigentlich dann glücklicherweise zurückgekommen auf meine Anschauungen von früher, wo ich mir schon immer gesagt hab’ — das gilt besonders für die Sachen in der *Versuchten Nähe* —, erstens, wen interessieren schon meine Gefühle? Also das ist ja schon mal ganz unwahrscheinlich, auch lächerlich, meine Gefühle wiederzugeben. Aber zweitens, das geht dann schon etwas weiter, habe ich mir gedacht, eine Beschreibung von etwas soll nicht Gefühle des Beschreibers beschreiben, sondern besser, durch die Beschreibung Gefühle von Lesern wecken. Ich habe so ein Gefühl, daß es besser ist, wenn man etwas so beschreibt, daß es ein Gefühl hervorruft, aber durch die Beschreibung der Sache und nicht durch die Beschreibung meiner Gefühle. Und das ist mir auch eigentlich bestätigt worden. Leute haben gesagt, wie kaltschnäuzig das gemacht ist, was soviel heißt wie, wo sind denn da ihre Gefühle? Und gleichzeitig wurde gesagt: Das macht mich fertig, oder, da kann ich gar nicht einschlafen darüber. Was soviel heißt wie: Die kalte Beschreibung hat Gefühle erweckt. Ich kann auch nicht gut Gefühle von Leuten beschrieben sehen. Ich sage dann: OK, gehe damit nach Hause und weine dich aus oder telefoniere mit deiner Frau. Was hat das da zu suchen? Ist aber sehr einseitig, denn es gibt ja auch tolle Sachen, in denen womöglich die Gefühle eines Autors so stark einfließen, daß man davon ganz beölt wird, oder besoßt, wie der Berliner sagt. Aber ich hab’ dafür keinen Sinn.

M: Wenn man von Leuten in ein Gespräch verwickelt wird oder ein Interview gibt, kommen öfter Fragen, die sich erstens wiederholen und zweitens vielleicht sogar irrelevant sind. Die eine Frage jedoch, die man gern beantworten würde, die kommt nicht. Was wäre so eine Frage?

SCH: Die Frage, die man gern beantworten würde, kommt nicht. Was wäre das für eine Frage? Hm, das weiß ich nicht. Höchstens, das ist aber hart. Das wäre eigentlich die folgende Frage des Fragenden: „Also ich habe mir vorgenommen, Sie zu befragen, aber finden Sie nicht auch, daß es eigentlich unangemessen ist, Sie zu fragen? Denn wer sind Sie schon, und überhaupt, glaube ich, während ich schon zu meiner Frage ansetze, daß es sinnlos ist zu fragen, weil Sie doch nicht die Wahrheit sagen, jedenfalls nicht immer, und weil das, was Sie

z.B. über ihre Sachen sagen, vollkommen unzuverlässig ist.“ Und dann könnte man antworten: „Ja, Sie haben vollkommen recht, lassen wir das.“ (Lachen)
Die Frage hat noch nie jemand gestellt. Es ist ja anders als in den anderen Künsten, aber manchmal denke ich mir, ehrlich gesagt, habe ich doch nichts zu sagen. Und dann denke ich, das müßte man strenger bedenken und müßte sich sagen: Hätte es eigentlich einen Sinn, einen Komponisten nach der Aufführung einer Sinfonie zu fragen, was das bedeutet, oder ganz umgangssprachlich, was das soll, was er sich dabei gedacht hat? Da Komponisten nach meiner Erfahrung — ich kenne ein paar solcher Leute — eigentlich wenig sagen können, käme dabei fast nichts heraus, und das wäre auch angemessen. Denn das, was der sagen will, hat er, wenn er gut ist, in der Musik gesagt. Und sonst hat er nichts zu sagen. Also, da gibt’s doch so ’nen Witz. Ich hatte vor ein paar Jahren schon mal ‘ne Lesung im Deutschen Haus, in New York. Da gibt es immer sehr nette gebildete Leute. Hat eine ältere Dame zu mir gesagt: „Na, sagen Sie mal, was haben Sie sich denn dabei gedacht!“ Ich war so verlegen und hab’ schon nach Worten gesucht, um ihr allen Ernstes zu erklären, was ich dabei gedacht habe, ja. Da meldete sich ein anderer, der sagte: „Ich glaube, ich kann dazu was sagen.“ Dachte ich: Gott sei Dank. Er sagte: „Ich versteh’ nicht viel von Literatur, ich bin Ingenieur, aber ich will’s mal versuchen.“ Habe ich mich zurückgedreht und dachte: Wunderbar, der rettet mich. Da sagt der zu dieser Dame: „Vor Gericht steht ein Mörder, und der Richter fragt ihn: ‘Angeklagter, als Sie diese Tat begingen, was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht?’ Der Angeklagte sagte: ‘Ja, ja, eigentlich gar nichts, gell.’ Der Richter sagt: ‘Aber Sie müssen sich dabei etwas gedacht haben, nicht wahr?’ Und der Angeklagte sagt nach ‘ner Weile: ‘Ja, ja, ja stimmt. Ich hab’ gedacht: Je, je, je, je —, was hab’ ich da gemacht?’“ Also, um das nicht allzu unfreundlich werden zu lassen — es ist auch nicht unfreundlich gemeint — denke ich oft, Schriftsteller sollen den Mund halten. Die werden dazu verführt, weil es auch eine legitime Profession gibt, die solche Fragen stellen möchte, über sich und ihr Leben und ihre Frauen und über Geld und über ihre Bücher, ihre Absichten usw. Oder, was das Allerschlimmste ist, sie werden aufgefordert, ihre eigenen Texte zu interpretieren, ja. Und da denke ich immer: Was haben die denn schon zu sagen? Der Böll hat mal sinngemäß gesagt: Was jemand, ein Schriftsteller, aus seiner Werkstatt sagt, ist vollkommen irrelevant und uninteressant. Interessant ist nur, was aus der Werkstatt hervorgeht. Und darüber soll er schweigen. Ich bin eigentlich ziemlich davon überzeugt, daß es sich nicht lohnt, Schriftsteller irgend etwas zu fragen. Ich habe mir ja noch große Mühe gegeben, aufrichtig zu antworten, ja. Aber es gibt auch so grenzenlose Lügner. Die reden da Sachen zusammen, stricken ihre eigenen Legenden. Alles Schwindel. Das ist so wie mit anderen Berufen auch: Entweder die Brötchen sind gut, ja, knusprig, bißchen braun, weiß und dann aus feinstem Weizenmehl gemacht, schmecken. Sie sind gut, oder sie sind schlecht. Was brächte es, den Bäcker dies und das zu fragen? Es zählt doch nur das Brötchen.

M: Aber erhöht sich der Spaß am Brötchen nicht mit der Beschreibung des Backens und der Beschaffenheit des fertigen Brötchens?

SCH: Das ist aber die Profession derer, die gelernt haben, das zu beschreiben und nicht derer,

die gelernt haben, Brötchen zu backen, ja. Ich denke immer, der Beruf eines Kritikers oder eines Literaturwissenschaftlers, das ist ein autonomes Feld mit eigenen Gesetzen, eigenen Kenntnissen, die andere gar nicht haben, auch Schriftsteller nicht. Schriftsteller sind ganz miese Kritiker, meistens, Wissenschaftler schon gar nicht. Es gibt Ausnahmen, so wie Dieter Wellershoff. Ansonsten muß ich sagen, reden die doch, grob gesagt, viel Scheiße zusammen. Und diese Überlegung wäre auch wichtig für das Verhältnis von Schriftstellern zur Kritik. Ich hab' da gerade mit Delius drüber gesprochen. Der hat sein Buch *Der Tag an dem ich Weltmeister wurde* geschrieben, sozusagen mit seinem Herzen, ja, seine Jugendgeschichte. Delius hat da seine Befreiung vom Pastorenelternhaus verknüpft mit der Erfahrung der Radioreportage vom Weltmeisterschaftsspiel Deutschland gegen Ungarn. Das hat ihn befreit. Da waren andere Helden als die Heiligen oder Jesus usw. Und er hat sich in die Lage des Verteidigers versetzt. Das war er dann. Er konnte handeln, frei. Sogar ist er so weit gegangen zu sagen: Das sind meine Götter, nicht der, den ich zu Hause eingeprägt bekomme. Ich finde das sehr schön, ja. Und was macht die Kritik? Ich hab' zwei ganz fürchterliche Kritiken gelesen. Die eine hatte die Überschrift: „Schuß an die Latte. Delius' Abschied vom Elternhaus." Da hieß es sinngemäß: Wie oft hatten wir das schon, wenn Pastorensöhne von Nietzsche über sonst wen bis ... beschreiben, wie sie sich aus der Klaue ihres Pastorenvaters befreien. Das fand ich eigentlich grausam, ja, diese Kritik „Schuß an die Latte". Und Delius war so niedergeschlagen. „Ich hab' nun gedacht, jetzt habe ich mal was Gutes gemacht. Und jetzt so was. Wieder hauen sie mich in die Pfanne." Ich hab' gesagt: „Na hör mal, wir müßten eigentlich endlich mal dazu kommen zu lernen, daß es autonome, nach ihren eigenen Regeln wirkende Professionen gibt, die sich auch unabhängig voneinander verhalten sollen. Wenn eine Kritik nach ihren Regeln meint, dein Buch ist mißlungen, und du meinst das nicht, dann ist es ja in Ordnung. Dann bleibe dabei, und beklage dich nicht über die Kritik. Das sind verschiedene Sachen." Es gibt ja auch 'ne berechtigte negative Kritik über Bücher. Dies müßte dann der Schriftsteller auch lernen. Dann müßte er auch sagen: Na gut also, der wird es schon wissen. Habe ich mich wohl geirrt. Oder er muß sagen: der weiß es nicht. Ich habe recht; ich glaube, das ist gut; ich finde es gut. Also das Arbeitsfeld des Kritikers ist es, sich in die Texte von Autoren einzumischen, das ist legitim, aber es ist nicht das Arbeitsfeld eines Schriftstellers, sich in das Feld der Kritiker einzumischen. Er kann höchstens sagen: „Aua, das tut mir aber weh", aber er muß es eben gelten lassen. Oder er muß auf seiner Arbeit beharren, muß sagen, nein da ist nichts. Aber die Kritik zu verdammen oder zu jammern, daß die einen wieder kaputt gemacht hat, das ist schon verkehrt, finde ich. Er hat ja für sich geschrieben und nicht für den Kritiker, der ihm den Schuß an die Latte bescheinigt. Die Figur des Autors in dem *Schott* habe ich sagen lassen: „Ich liefere nur die Beschreibung, eine Beschreibung der Beschreibung wird sich finden." Das ist aber nicht die Kompetenz dessen, der die Beschreibung macht. Und die Beschreibung einer Beschreibung kann so gut und schön sein, daß sie genau so wichtig ist. Das hat man ja gerade bei Leuten, die über klassische Autoren schreiben. Es gibt da so schöne Bücher über Hölderlin z.B.; da denkt man: Mein Gott, das ist wunderbar, die haben das alles gesehen, usw. Ebenso in der Malerei; da gibt es Beschreibungen der Beschreibung, die haben einen ganz eigenständigen Wert. Ein solcher Mensch, der so eigene Werte in der Beschreibung geliefert hat, ist z.B.

Burckhardt oder ist Wölfflin. Es gibt auch zeitgenössische Leute, die das gekonnt haben. Was das deutsche Mittelalter betrifft, finde ich, ist z.B. Peter Wapnewski auch so einer. Der ist selbst eine Art Künstler der Beschreibung der Beschreibung.

M: Das sind glückliche Fälle.

SCH: Na ja, hoffentlich habe ich Dich jetzt mit der Antwort auf Deine letzte Frage nicht verletzt. Es richtete sich ja nicht gegen Deinen Beruf, es richtete sich ja nur gegen die Vorstellung, ein Autor könnte besonders viel sagen.

M: Ich vermute, daß auch die Kritiker nicht so sehr viel sagen können.

SCH: Na ja, es gibt wenige. Und in diesen Fällen ist es im besten Fall ein schriftlicher, stummer Dialog zwischen Leuten. Wenn man z.B. in der Kritik Sachen liest, von denen man sofort erkennt, die hat etwas gesehen, was da drin ist, von dem du selber gar nicht genau wußtest, daß es so ist, aber du kannst es bestätigen, im nachhinein, weil jemand das benannt hat, weil jemand einfach drüber stand und gesagt hat, was das ist. Und wenn du das liest, sagst du dir: Mann, Mann, das ist ja irre, die ist ja viel schlauer als du oder der.

M: Ist Dir das mit Kritiken so gegangen?

SCH: Ja, das ist mir beim *Schott* so gegangen, bei Sibylle Cramer, bei Beatrice von Matt in der *Neuen Zürcher Zeitung* und bei Paul Ingendaay in der *FAZ*. Die Sibylle Cramer hat in der *Süddeutschen* etwas geschrieben, da hab' ich gedacht: Man ist die schlau, oh Gott oh Gott, wunderbar. Die hat mir Sachen gesagt, die ich nicht wußte. Und ich hab' das schon geprüft, ich hab' schon festgestellt: Ja, das ist drin. Aber wie sie es deutet, so war es mir nicht, sprachlich nicht, bewußt. Da fehlt mir der Horizont oder die Terminologie. Ja, das gibt's. Es gibt natürlich auch das Gegenteil, wo du dann denkst: Du meine Güte!

M: Hast Du dafür Beispiele? Wahrscheinlich auch beim *Schott*, oder?

SCH: Ja, da war ich plötzlich Camus. Oh Gott, habe ich gedacht, das ist doch gar nicht drin, ja? *L'étranger*, *Der Fremde*, hat einer darüber geschrieben. *Schott* oder *L'étranger* von Camus. Ich hab' ja keinen Camus gelesen, keine Ahnung. Ich lese jetzt erst Camus. Grauenhaft, grauenhaft. Mein Bildungsstand ist verheerend.

M: Obwohl solche Einflüsse ja nicht unbedingt auf diese direkte Art ...

SCH: Nein, das können ja einfach auch, wenn das zutrifft, unabhängig von Zeit und Ort gemachte eigene Erfahrungen sein. Da kommt man ja gelegentlich auf die selben Sachen wie andere, bloß etwas später und an ganz anderer Stelle.

M: Es sind manchmal ganz unbewußte, halbbewußte Dinge ...

SCH: ... von denen man gar nicht mehr weiß, wo sie herkommen. Die gehen ein in ein großes Reservoir und irgendwann werden die durch den eigenen Zusammenhang dann geweckt, aufgerufen. Das ist mir schon oft so gegangen. Daher rührt dann die sonderbare Erfahrung, daß man sich fragt, hinterher, wie bist du nur darauf gekommen? Vorher darüber nachgedacht hast du nicht, das entsteht nur im eigentlichen Vorgang. Da kommt man auf Sachen, ... das ist so das assoziative Vermögen, das keiner erklären kann, und dann kommt man auf Sachen, die man vorher nie gedacht hat, nicht mal erfahren. Und doch sind die irgendwie da, weil man schon ein alter Knochen ist, sonstwo gelebt hat, ja. Das ist aufregend. Kürzlich mußte ich aber mal Einspruch erheben gegen einen Satz von Günter Grass. Er hat mir geschrieben, „und im übrigen", also ich fand das unglaublich, „im übrigen, genieße ich", schreibt er, „das Gottähnliche unseres Berufsstandes, die Freiheit der Erfindung." Ich habe geschrieben: „Lieber Günter, der Satz von der Gottähnlichkeit unseres Berufsstandes hat mich doch sehr irritiert. Ich fühle mich eher als Sklave, der seinen eigenen Sklavenhalter in sich hat. Von Gott keine Spur." Grass genießt das Gottähnliche seines Berufes: zu schaffen, Dinge zu schaffen. Aber Gott hat die Dinge aus dem Nichts geschaffen, wenn es überhaupt einen Gott gegeben hat, und ein Schriftsteller schafft nichts aus dem Nichts. Es ist alles vermittelt, mehrfach vermittelte Erfahrung oder durch Lektüre vermittelte indirekte Erfahrung.

Der Interviewtext ist einem längeren Gespräch entnommen, das Wolfgang Müller im Mai 1994 am Dickinson College in Carlisle (Pennsylvania/USA) mit Hans Joachim Schädlich geführt hat. Der Erstdruck des Interviews erschien im GDR-Bulletin, St. Louis/Missouri, Vol. 22, No. 1 u. 2 (1995).

„Ich liefere bloß eine Beschreibung. Machen Sie daraus, was Sie wollen."
Zu Hans Joachim Schädlichs Roman *Schott*

Auf die Frage nach dem Sinn eines seiner Texte antwortete Hans Joachim Schädlich einmal mit folgender Anekdote: Eine ältere Dame hat mich einmal nach einer Lesung im New Yorker Deutschen Haus gefragt: „Na, sagen Sie mal, was haben Sie sich denn dabei gedacht!" Ich war so verlegen und hab' schon nach Worten gesucht, um ihr allen Ernstes zu erklären, was ich dabei gedacht habe, ja. Da meldete sich ein anderer, der sagte: „Ich glaube, ich kann dazu was sagen." Dachte ich: Gott sei Dank. Er sagte: „Ich versteh' nicht viel von Literatur, ich bin Ingenieur, aber ich will's mal versuchen." Habe ich mich zurückgedreht und dachte: Wunderbar, der rettet mich. Da sagt der zu dieser Dame: „Vor Gericht steht ein Mörder, und der Richter fragt ihn: 'Angeklagter, als Sie diese Tat begingen, was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht?' Der Angeklagte sagte: 'Ja, ja, eigentlich gar nichts, gell.' Der Richter sagt: 'Aber Sie müssen sich dabei etwas gedacht haben, nicht wahr?' Und der Angeklagte sagt nach 'ner Weile: 'Ja, ja, ja stimmt. Ich hab' gedacht: Je, je, je, je —, was hab' ich da gemacht?'"[1]
Alles in *Schott* dreht sich um die Hauptfigur Schott, Schott dreht sich um einen Alptraum: „Im Schlaf wird Schott zum Tode verurteilt. Schott kann die Gesichter der Richter nicht erkennen. Durch Erschießen!, sagt der erste. Die Hinrichtung findet anschließend statt!, sagt der zweite. Eine Berufung ist nicht möglich!, sagt der dritte. Abführen!, Sagt der vierte." (S. 101) „Meine Ausflüchte in die Freundschaft" (S. 102), wiegelt Schott ironisch ab — kein Wunder, daß Sarah Kirsch den Text des Freundes ein „trostloses Buch"[2] genannt hat.
Schotts Traum entsprang der Angst. Doch wovor? Angst vor der eigenen Verlorenheit? Vor der Kluft zwischen ihm und der Mutter, zwischen ihm und Liu, der unerreichbaren Geliebten, der Ratgeberin, der Pilotin? Angst vor seinem ehemaligen Kumpan Schill und dessen Herrschaftsgelüsten? Vor dem Verrat? Vor dem See? Schott und Liu gehen an einem Seeufer spazieren. Sie fragen einander, wovor sie Angst haben, und beide antworten auf die Frage des anderen nicht. Aus den geographischen Angaben im Text (230 m tief, erhöhtes zerklüftetes Nordufer und 70 Flüsse, die sich in den See ergießen) ergibt sich, daß es sich um den Ladogasee handelt, einen Ort der Idylle und des Todes. Schon im 13. Jahrhundert war der Ladogasee eine Stätte der Hoffnung und der Schlacht, in der der Deutsche Ritterorden um die Eroberung slawischen Territoriums kämpfte und dabei im nahen Onegasee buchstäblich durch das Eis

[1] Wolfgang Müller, „'Ein Schriftsteller schafft nichts aus dem Nichts': Ein Gespräch mit Hans Joachim Schädlich", in: *GDR Bulletin*, 2 (Fall 1995), S. 21-22.

fiel; ähnlich wie der See den Leningradern während der deutschen Blockade Lebensader und Tod bedeutete, weil er während der Wintermonate der einzige Fluchtweg und die einzige Zufahrtstraße war, auf der Nahrungsmittel in die Stadt gebracht werden und Verwundete und Kranke aus der Stadt transportiert werden konnten. Außerdem ist der Ladogasee mit dem benachbarten Onegasee der Ausgangspunkt des während der Stalinzeit von Zwangsarbeitern gebauten Weißmeerkanals, der für Hunderttausende zu einer Todesstätte wurde. Das doppelte Schweigen an der Idylle des Sees markiert neben der persönlichen Angst, einander zu verlieren oder zu finden, die geschichtliche Dimension des Erfahrungshorizonts beider Figuren: den Schrecken der Kriege und der Diktaturen, für die jedes gesprochene Wort inadäquat wäre.

Mit Liu „zu zweit zu leben" (S. 7), könnte die Angst Schotts überwinden, hofft Schott. Die Suche nach ihr konstituiert das Movens der Romanhandlung. Doch schon das traditionelle Wort Romanhandlung ist nicht angemessen. Zwar enthält der Text einige reale, also fiktive Episoden, die so etwas wie eine Handlung darstellen könnten, aber ansonsten geht es weitgehend um Kopfhandlungen, also um Phantasien und Träume. Zwar gibt es einen Ausgangspunkt, nämlich die Willenserklärung Schotts, mit Liu leben zu wollen, und einen Endpunkt, der chronologisch gesehen vor dem Anfang des Romans liegt, nämlich Lius Verbrennung im Ofen eines KZ-ähnlichen Gebäudekomplexes; doch was zwischen diesen beiden Punkten passiert, läßt sich nicht auf eine kausal-logisch und chronologisch verlaufende Handlung reduzieren. Die Handlung des Romans ist also im doppelten Sinne fiktiv: erstens als literarische Beschreibung einer wirklichen und imaginären „Wirklichkeit" und zweitens als Beschreibung von Handlungsmöglichkeiten, d. h. der Phantasien und Träume der Hauptfigur, die oft, aber nicht ausschließlich, im Konjunktiv erzählt werden. Dieses verschwimmende Verhältnis von Fiktion und Realität im Text stellt die Frage nach diesem Verhältnis auch in der „Realität". Es ist gleichzeitig die Frage danach, wieviel Vergangenheit die Gegenwart ausmacht.

Und doch ähnelt die Handlung zwischen Ausgangs- und Endpunkt auch der eines traditionellen Romans: Jemand sucht nach einem Gegenüber und besteht auf dieser Suche eine Reihe von „Abenteuern". Irritiert durch einen Herrn Wölfflin, der sich zwischen ihn und Liu zu drängen scheint, und bedrängt von einem das diktatorische Prinzip verkörpernden ehemaligen Kumpan Schill, sucht Schott nach seinem Gegenüber. Diese Suche ist gleichzeitig Flucht vor der Einsamkeit, Entdeckungsreise in sein individuelles wie kollektives Unbewußtes und Pilgerfahrt in der Hoffnung auf Antwort auf die Urfragen jeglicher menschlicher Existenz: Wer bin ich? Was ist meine Bestimmung? Wie soll ich mich in dieser Welt moralisch verhalten?

[2] Sarah Kirsch, *Das simple Leben*, Stuttgart 1994, S. 97.

Es ist ein Versuch, die Angst zu überwinden. Es ist eine Fahrt, die eine ganze Reihe von anderen literarischen Reisen evoziert, von Homers *Odyssee* bis zu Joseph Conrads *Herz der Finsternis*. Schott sucht Liu, eine Frau mit lockigem, schulterlangen schwarzen Haar, die nach ihren eigenen Gesetzen an den Orten der Handlung erscheint und verschwindet, dabei Schott hinhält, ihm ausweicht, ihn mißversteht und sich ihm entzieht — Illusion die verzweifelte Annahme Schotts, daß sie einander nur zufällig verfehlen, im Taxi etwa, auf dem Weg vom oder zum Flugplatz. Schott erscheint sogar auf zweidimensionalen Flächen, auf den Gemälden August Mackes und Hieronymus Boschs. Liu verfehlt er überall. Selbst die Vereinigung im Tode auf Grund eines vorgestellten Autounfalls erscheint eher als Trennung: aus ihrem Autoradio dringen moderne Rhythmen, aus seinem ein klassisches Werk, der Bachsche Choral mit den Worten Salomon Francks „Ach ich sehe, itzt, da ich zur Hochzeit gehe" (BWV 162).

Weil es sich bei den Orten der Handlung überwiegend um allgemeine Welt- und Traumorte handelt — der Hain, der Berg, das Café, der Ozean, die Wüste, das Flußufer, die Höhle, das Bordell —, muß auch die Zeit der erzählten Handlung schwer bestimmbar bleiben. Dabei durchbricht der Roman selbstverständlich nicht die Sukzessivität das Erzählten, das könnte nur ein Hypertext. Auch lassen die kurzen Dialoge Schotts mit seiner Nachbarin, Frau Semper, sowie die eingeschobenen Gespräche mit den Wissenschaftlern Dulla, Zawa und Flieder und die Einwürfe des Verfassers erkennen, daß den Roman „reale" Zeitachsen durchlaufen — Frau Semper altert, obwohl ihr Name (die deutsche Übersetzung des lateinischen „semper" bedeutet „immer") sie als zeitlos existierende Figur ausweist, die Gespräche mit den Wissenschaftlern haben eine mit der Lesezeit identische Erzählzeit, und die Einwürfe des Verfassers verweisen auf die ganz reale Zeit des Schreibens. Doch, wie im Traum, herrscht ansonsten ein Nebeneinander von allem. Wie der Autor in einem Interview mit Studenten am Deutschen Haus in New York erklärte, hätte er sich vorgestellt, daß Liu und Schott sowohl gleichzeitig als auch zu unterschiedlichen Zeiten lebten.[3]

Die Reversibilität der Handlung insgesamt evoziert die Vorstellung eines zeitlichen Kreislaufs aller Ereignisse und von der Wiederkehr archetypischer Konstellationen und Menschen: „Es gibt gar nichts Neues unter der Sonne" (Prediger, 1,9). Diese geschichtliche Kontinuität könnte Schott Trost spenden, weil sie eine Kontinuität in der Solidarität der ähnlich Leidenden beinhaltet und weil die ewige Wiederkehr des Gleichen, auch wenn es eine Wiederkehr des Grauens ist, wenigstens auf Ordnung und Bedeutung verweist. Chaos und Willkür sind ja die

[3] „'Niemand war gezwungen, das zu tun'. Interview mit Hans Joachim Schädlich", in: Wulf Segebrecht (Hrsg.), *Auskünfte von und über Hans Joachim Schädlich. Fußnoten zur Literatur 32*, Bamberg 1995, S. 23.

eigentliche Hölle. Doch verurteilt die Vorstellung auch zu dem Glauben, Opfer der stets gleichen geschichtlichen Kräfte zu werden. So ergibt sich im Text, obwohl keine logischen Zusammenhänge sichtbar werden, eine assoziative Zwangsläufigkeit zwischen der Unterdrückung der Juden durch die Ägypter, dem Kampf der alliierten Truppen gegen Rommel in der Cyrenaika, der Ermordung Lius und der Unmöglichkeit, eine persönliche Liebesbeziehung mit einer Frau aufzubauen.

Die Realisierung geschichtlicher Kontinuität ist Schott daher Last: „Das müßte doch endlich genügen, daß irgendwer schon vorhanden gewesen sein wird. Diese Mühe, immer wieder eine erdige Schleifspur zu ziehen. [...] Die Archäologen sind die schlimmsten. Gleich danach kommen die Historiker. Die Bibliothekare sind auch übel. Altertumskunde, Geschichte, das Bibliothekswesen! Wann hört das endlich auf? Wann leben die Leute endlich in den Tag hinein?" (S. 152) Mit der Geschichte leben heißt für Schott, mit den Henkern und mit der Angst zu leben. Schott ist das Gegenteil von Utopie, fürchtet Schott. Das alles, dazu die vielfachen Verweise auf Samuel Beckett im Roman, deutet auf ein Lebensgefühl Schotts, das auch einem großen Teil der intellektuellen Nachkriegsgeneration mit ihrem Gefühl des Traumas, ihrem Versuch der Bestandsaufnahme nach der großen Katastrophe und der Vorliebe für die existentialistische Philosophie eines Camus oder Sartre eigen war. Auch Schott, so scheint es, lebt traumatisiert in einer Nachzeit, deren Spuren überall zu finden sind. Die Last der Geschichte müßte durch Vergessen abgeworfen werden, meint Schott daher: „Vergessen, wie eine Träne aus einem Auge fließt [...]. [...] Haar und Haarfarbe vergessen [...]. Das Licht vergessen [...]. Die Blumen vergesse ich [...]. Ich vergesse meine Erfindungen mit ihren Lösungen, Formeln und Rezepten. Ich vergesse alles. Ich vergesse mich." (S. 148-151), befiehlt sich Schott verzweifelt und froh, daß ihn ein anderer Schott unterstützt. Major J. Schott, Waffenmeister und Kanonier, bombardiert seine Wohnung, sein Schott, und stößt ihn so auf den Weg einer möglichen Befreiung — eine kurze Illusion. Denn wie könnte er „den Hund, den Fuchs, wie den Wolf vergessen, der los wird, angeht, aufsteigt, der den Nagel in der Wand sucht, der den Goldzahn im Mund sucht [....]"(S. 150). „Wer oder was könnte helfen, daß ich endlich vergesse, wie das Feuer kommt, schlingt [...]. [...] wie das Haar verpufft, wie die Haut rot wird, [...] wie die Haut platzt, wie braun Fleisch wird, wie schwarz Fleisch wird." (S. 150) Doch wie kann vergessen werden, was immer wiederkommt?

Es geht noch immer um Schott. Gibt sein Name näheren Aufschluß über ihn? Der Erzähler scheint diese Lesererwartung zu erwarten. Schon am Anfang des Romans verweist er auf die Vielfalt der Möglichkeiten, die sich aus dem Namen Schott ergeben. Zur Auswahl stünden

etwa verwandtschaftliche Beziehungen zu Bernhard Schott, dem Begründer der Edition Schott oder dem Hilfslehrer F. Schott. Auch Anselm Schott, der „ein Meßbuch der heiligen Kirche verfaßt hatte" (S. 9), und Otto Schott kämen in Frage; gleichfalls Justus Georg Schottel, dem er noch am meisten ähnelte, weil der, wie der Romanheld Schott, vermutet man, „Antwort auf die Frage sucht, wie es mit Leib und Leben des Menschen kurz vor dem Tod, im Tod und nach dem Tode bewandt sein werde." (S. 10) Doch leider, alle diese Spuren führen ins Leere, werden Leser gewarnt. Auch warnt der Erzähler vor der Annahme, daß wegen der Alliteration und des Gleichklangs zweier Konsonanten in den Wörtern Schott und Schädlich, auf eine „Verwandtschaft" beider zu schließen wäre. Dagegen werden Leser, die sich einen Reim auf den Ursprung des Namens machen wollen, auf folgenden Rätselspruch verwiesen: „Der Name Schott rührt von einer eingebildeten Wertbestimmung eines wirklichen Vorfahren Schotts her; zu dem ist der Name in Schotts Generation längst verstümmelt. Die Verstümmelung, die im 17. Jahrhundert eintrat, steigert die betreffende Wertbestimmung und verbirgt sie zugleich." (S. 11) Eine Deutung, nach der die Verstümmelung den Wegfall des Konsonanten „r" betrifft, also der Name Schott — mit seinen Assoziationen von Abgeschlossenheit, sich abschotten, sich nicht öffnen, etwas bewahren und schützen — aus Schrott entstand, scheint mir nahezuliegen. Übrigens schützt das Schott in einem Schiff vor dem möglichen Untergang, weil es seine lebenswichtigen Teile vor äußeren Einwirkungen abschottet; und Schott ist auch ein altes Danziger Goldmaß. Wenn Schott lebte, wären ihm diese Verbindungen sicher nicht unangenehm.

Ob sich Schott als Mönch und Einsiedler, eventuell sogar als einen Heiligen gesehen hätte? Vielleicht. Jedenfalls bringt er Liu vom Grund des Ozeans das Bruchstück eines Reliefs, das wahrscheinlich einen werdenden Buddha zeigt, aus dem Tempel Borobudur mit, der als Mandala, als eine Verkörperung des Selbst, im Jahre 860 auf der indonesischen Insel Java angelegt wurde.[4] Auch taucht er, noch immer auf der Suche nach Liu, als der Heilige Antonius in einem Triptychon und einem Einzelbild des spätmittelalterlichen holländischen Malers Hieronymus Bosch auf, die beide „Die Versuchung des Heiligen Antonius" betitelt sind. In der Maske des Heiligen Antonius sieht Schott einen Tisch, der zur Hälfte gedeckt und mit Blumen bestreut, zur anderen nur mit Blumen bestreut ist. Auf dem Tisch befindet sich weiterhin ein Krug, in dem eine Schweinspfote steckt — in der Ikonographie Boschs ein Zeichen vulgärer Sexualität. Den Tisch tragend sind drei nackte bzw. halbnackte Halbteufel, die wegen ihrer

[4] Auf der Seite 6 der ersten handschriftlichen Fassung des *Schott* findet sich rechts unten eine Mandala. Siehe „Vorlaß von Hans Joachim Schädlich" im Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar.

nichtvorhandenen oder sehr kleinen Penise als unmännlich und im Weiblichen befangen anzusehen sind. So steckt der Fuß des einen in einem als Vagina zu deutenden weiteren Krug, während ein anderer durch Bekleidung und andere Attribute als homosexuell gekennzeichnet ist — in der Werteskala um 1500 ein Bild der Perversion. Der Tisch könnte ein Symbol der Freundschaft sein, eine Einladung an den Heiligen Antonius, und damit an Schott, der im Text Schädlichs die Stelle des Heiligen einnimmt, sich zu setzen und zu essen. Aber die Art, wie der Tisch gedeckt ist und wer ihn stützt, läßt erkennen, daß es sich hier nicht um Gastfreundschaft sondern um die Vorbereitung zu einer infernalischen Hochzeit handelt und darum, den Heiligen Antonius durch Beteiligung an dieser Hochzeit in Versuchung zu führen. Schott wird mit seinem Erscheinen im Boschbild deutlich, um wen es sich bei seinen Freunden eigentlich handelt — er stellt sich diese Halbteufel als seine Saufkumpel Tomm, Lisch und Mott vor — und was sein Mitmachen an ihren Exzessen für ihn bedeutet: eine Entfernung von Liu und damit eine Entfremdung von sich selbst.

Liu kommt in Schotts Angsttraum nicht vor. Sicher ist nur, daß sie nicht träumt und sich auch nicht auf der Suche nach sich selbst befindet, sondern — jedenfalls stellt sich Schott das so vor — handelt. Aber warum entzieht sie sich ihm, zumal er es ist, der ihr im Kampf gegen Schill helfen will? Wer ist sie? Man könnte, wie bei Schott, an Ableitungen des Namens denken, um so Aufschluß über ihre Persönlichkeit zu bekommen. Zum Beispiel wäre es möglich, daß der Name Liu nicht nur zufällig mit dem althochdeutschen Wort für Liebe (liub) und mit dem russischen Namen Ljuba, Ljubotschka oder mit dem Verb lublju (Ich liebe) zu tun hat — eine Interpretation, die nahe läge, weil es ja die Liebe ist, die Schott an Liu bindet.[5] Sibylle Cramer erklärt den Namen aus einer Ableitung aus dem französischen Pronomen „lui", das unter anderem „selbst" bedeutet. Das würde die Interpretation stützen, daß es sich bei Liu um die bessere Hälfte Schotts handelt.[6] Aber auch in diesem Fall erschöpft der Name noch nicht die Bedeutung der Figur. Wenigstens hat Liu, im Gegensatz zu Schott, der an einer nicht näher beschriebenen Erfindung arbeitet, einen erkennbaren „ordentlichen" Beruf als Pilotin von Kampf- und Passagierflugzeugen, die ihre Passagiere, „ihre Leute" in sicherer Höhe über die dunklen Weiten des Ozeans bringt oder aber durch Angriffe auf den Feind schützt; analog

[5] In der ersten handschriftlichen Fassung des Romans findet sich der Name Liu noch als Lju geschrieben. Lju entspricht der zweiten Silbe des russischen Wortes „lublju" — ich liebe. Siehe Kasten 5 des „Vorlasses von Hans Joachim Schädlich" im Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar.

[6] Sibylle Cramer, „Der Künstler als Phantast und Pedant", in: *Süddeutsche Zeitung* vom 26. März 1992 (Literaturbeilage).

vielleicht zu Müttern, Schwestern, Psychologinnen oder Lehrerinnen, die gefährdete Menschen über die Abgründe ihrer Existenz führen.

Der zweite Bildausschnitt aus der „Versuchung des Heiligen Antonius", auf den Schott schaut und der die Hochzeit eines Frosches darstellt, eröffnet eine weitere Sicht auf Liu. Der Erzähler beschreibt einen weißbäuchigen, androgynen Frosch mit erigiertem Penis und einem Loch darüber, der rücklings auf einer riesigen Orchidee am Rande eines Teiches liegt. Am Teich befindet sich eine Weide mit einem gespaltenem Stamm, in dem die Figur einer schönen nackten Frau, die der Erzähler Liu nennt, hinter einem wahrscheinlich vom Frosch zur Seite geschobenem roten Vorhang sichtbar wird. Über dem Frosch sieht man eine alte Frau, die Mutter des Frosches — der Erzähler nennt sie Frau Semper — , die ihm eine Flüssigkeit in eine Schale gießt, wobei Tropfen in Richtung auf das Loch oberhalb des männlichen Geschlechtsorgans fließen. Eine Art Flor zieht sich vom Penis des Frosches bis zum Geschlechtsteil der Frau in der Weide. Offenbar wird der Heilige Antonius, bzw. Schott, Zeuge einer inzestuösen Verbindung der Hexenmutter mit dem Frosch, und über diesen mit der Frauenfigur in der Weide. Für Schott (den Heiligen Antonius) erscheint Liu hier in einer anderen Inkarnation, der einer Hexe, die ihn durch ihre äußere Schönheit und durch ihre Sexualität an sich fesselt. Das Bild zeigt aber auch etwas anderes: Diese Frau, Liu für Schott, ist eine Gezeichnete. Zwar zieht sie Schott durch ihre Schönheit an, weist ihm jedoch auch mit ausgestrecktem Arm den Weg in die Ferne, von sich weg, ihm wohl bedeutend, daß es zu gefährlich wäre, bei ihr zu verweilen, weil es am Anfang des bürgerlichen Zeitalters, in dessen Hexenprozessen die Wissenschaftlichkeit triumphierte — „Ratio (Verstand), Arbeit, Leistung und Disziplin wurden die herrschenden Prinzipien" und „Sinnlichkeit, Emotionalität, Unmittelbarkeit wurden tabuisiert, verdrängt, privatisiert"[7] —, gefährlich war, als Hexe gebrandmarkt zu werden und gefährlich auch als Vertrauter einer Hexe zu gelten — Hexe zu sein, anders zu sein als die anderen, sich gegen bestehende Hierarchien aufzulehnen, wurde noch stets verfolgt. Die spätere Verbrennung der „Hexe" Liu als Kämpferin gegen die Nazidiktatur im Roman verweist sowohl auf die reale Hexenverbrennung im mittelalterlichen Europa als auch auf die wissenschaftlich und industriell konzipierten Morde und Verbrennungen von Juden in unserem Jahrhundert und stellt so eine Verbindung vom Beginn zur Endphase dieser Neuzeit her.

[7] Wolfgang Schild, „Die Ordnung und ihre Missetäter", in: *Justiz in alter Zeit*, Band IV der Schriftenreihe des mittelalterlichen Kriminalmuseums Rothenburg ob der Tauber, Rothenburg o. d. Tauber 1984, S. 108.

Das Verhältnis von Schott und Liu im Roman ließe sich individual-psychologisch produktiv auflösen, wenn man mit Carl Gustav Jung alle weiblichen Figuren, Liu eingeschlossen, als Verkörperungen der Anima, des Archetyps der weiblichen Seele in ihrer ständig oszillierenden Form, verstünde und Schott als eine Person, der die Aufgabe zukommt, diese Anima, die ihm irgendwann verlustig gegangen ist, in sich aufzunehmen. Animafiguren schließen, wiederum nach Jung, alle Variationen weiblicher Möglichkeiten ein. Die Anima in Schädlichs Roman reicht in ihrer Bandbreite von der einer Verführerin und Hure (die Liu in der Weide, die Nutten im Kneipenpuff) bis zur Pilotin und spirituellen Führerin. Ohne die Integration der Anima bliebe Schott reiner Animus, der nur männliche und damit unvollständige Teil einer Persönlichkeit. Mehr noch, der Zustand der Nichtintegration der Anima in das männliche Ego kann zu „Anima-Stimmungen", zur schweren Depression führen — ein Zustand der sich bei Schott durch den ganzen Roman hindurch feststellen läßt und seinen Höhepunkt in einem echten Rezept für den Freitod findet, das der Verfasser der Schottfigur (und über den Roman hinaus auch den Lesern) gegen Ende des Romans empfiehlt (S. 335), als feststeht, daß die Suche nach Liu vergeblich war. Die andere Seite dieses Verlustes ist die zwanghafte Projezierung der vermißten Anima-Figur auf eine Frau, die den Projezierenden dann total „verhext" — eine Deutung, die auf Schotts Sehnen nach Liu durchaus ihre Anwendung finden kann.

Diesem Interpretationsansatz folgend, läßt sich Schott als eine unvollständige Person beschreiben, deren Kapazität zu lieben, aufgrund der Konzentration auf „wichtigere" Dinge, auf Dinge, die dem Animus zugeordnet sind — etwa seine Erfindung, an der er still in seiner Wohnung arbeitet —, unterentwickelt ist. Der Anfangssatz des Romans „Schott hat sich entschlossen, zu zweit zu leben", hat dann die übertragende Bedeutung, daß Schott diesen weiblichen Teil seinem Ich integrieren möchte, was seine unbewußte Trennungsangst von der Anima und das daraus resultierende unterentwickelte Selbstwertgefühl, die auch in seinem Angsttraum ins Bewußtsein kommen, auflösen würde. So wird die Suche nach Liu, nach der Anima, gleichzeitig auch eine Suche nach sich selbst, nach den eigenen Möglichkeiten, nach der eigenen Vollständigkeit, dem Heiligen Antonius nicht unähnlich. Liu, die das durchschaut, fragt ihn dann auch folgerichtig, ob er denn beabsichtige, mit sich zu leben (S. 7), denn, so möchte man ergänzen, nur wenn er mit sich leben könnte, könnte er auch mit Liu leben.

Nach Jung kann der Animaverlust seine Ursache in der lieblosen Beziehung der Mutter zum Jungen haben. Anzeichen dafür lassen sich durchaus für das Verhältnis Schotts zu seiner Mutter nachweisen. Sie war es vermutlich, die seine Geige verkauft hatte, denn es gibt außer der Mutter keine anderen erwachsenen Familienmitglieder in Schotts Familie, die es hätten tun

können (S. 136). Und sie war es, die bei einem Luftangriff nicht auf seine Angst reagierte, sondern stoisch und auf sich bezogen den Sohn allein in den Luftschutzkeller gehen ließ, wo der Junge große Angst ausstehen mußte, als eine Bombe auf das Haus fiel. Während ihm eine Nachbarin, einer Pietà gleich, ihre Arme schützend und liebevoll um seinen Kopf legte — etwas, so könnte man meinen, was sich Schott von seiner Mutter gewünscht hätte —, fuhr seine Mutter oben in der Küche fort, Kartoffeln zu schälen (S. 84/85).

Der Animaverlust mit all seinen Folgen erscheint im Roman allerdings nicht nur als individuelle Charakteristik Schotts, sondern gehört zu den archetypischen Prägungen seiner Kumpel, vielleicht sogar seiner Generation — im weiteren Sinne könnte man sagen, daß der Krieg die lieblose Mutter dieser Generation gewesen ist. Ob nun Schott von der Stoik seiner Mutter erzählt oder Schill von der Entschlossenheit seiner Mutter berichtet, die ihr auf dem Flüchtlingstreck von einer Fliegerkanone getroffenes Pferd, mit dem er sich identifiziert, scheinbar ohne Gefühlsbezeugung aus Notwendigkeit verenden läßt (S. 86), oder ob Lisch keinen Wecker mehr hören kann und den seinen in einen See wirft, weil das Ticken ihn an die Luftlagemeldungen des Reichsrundfunks erinnert, sie alle erzählen von ihrem Urerlebnis, dem Krieg; sie erzählen von Bedrohung, Ohnmacht und Härte in einer vaterlosen Kindheit.

Kein Ödipus steht dieser Generation gegenüber. Die überragenden Figuren sind Mütter. Kein Wunder dann, daß das Verlangen nach dem Tod dieser Mutter, und gleichzeitig nach ihrer Liebe auch den Nerv der Freunde trifft: „Ich muß nachts allein wach liegen, sagt Schott. Die Wände, die Decke, der Fußboden müssen sich entfernen. Ich muß winzig werden, ich muß fallen. Jemand müßte ins Zimmer kommen. Jemand müßte sagen: Warum schläfst du nicht.“ (S. 134) „Ich muß zur Mutter gehen, sagt Schott. Ich muß die Mutter tot am Küchentisch sitzen sehen“ (S. 135), sagt er ihnen. Diese „double-bind“-Situation wird zusätzlich um eine weitere Bindung verstärkt, die der Schuld: Es geht nicht nur um ein Ausgeliefertsein der Jungen dem Krieg und den Müttern gegenüber — mit Recht nennt Schott den Freund Schill ironisch einen „Wahllosen“ (S. 86) —, sondern auch darum, daß zum Beispiel der Junge Schott im Keller war — eine andere Art von Schoß —, als oben seine Mutter von ihm unbeschützt in der Küche Kartoffeln schälte. Im Ausruf des Jungen „Mutter, du hättest tot sein können“, schwingt eine doppelte Schuld mit: die Mutter nicht unmittelbar geschützt und, als Teil einer schuldhaften Nation, diesen Fliegerangriff provoziert zu haben. Es ist dieses Schuldbewußtsein, das ihn über das individuell Psychologische hinweg eng an Liu und ihren Kampf bindet.

Eine Jungsche Analyse, die nach den unbewußten Strukturen von Zuständen und Verhaltensweisen sucht, schließt nicht nur das individuelle sondern auch das kollektive Unbewußte ein,

das in Mythen und Symbolen gerinnt. Wenig ist in Schädlichs Text, das nicht auch einen symbolischen Subtext hätte. Zu den wichtigsten symbolhaften Figuren gehören „Wolf“ bzw. „Hund“ und „Feuer“, die an verschiedenen Stellen des Romans auftauchen. Man denke nur an die vielen Hunde, die die Seiten des Buches bevölkern. Da ist zuerst das hochläufige, an einen Schäferhund erinnernde Tier der Nachbarn, das den Schlaf des Helden Schott stört und verschiedentliche, von Schott imaginierte Tode stirbt; dann der kleine Hund des Bekannten Knoll, dem Schott unter dem Küchentisch am liebsten einen Tritt versetzt hätte - ein „Spießgeselle, Hetzer und Mörder“(S. 60), wie er ihn nennt; außerdem der große Hund einer jungen Obdachlosen, an den zwei dickliche Frauen eine am Kiosk gekaufte Wurst verfüttern; und schließlich gehört selbst ein „kleiner Wolf“, Robert Wölfflin, Lius Arbeitskollege und Schotts Rivale, in diese Reihe, denn alle Hunde stammen vom Wolf ab und haben daher auch Anteil am Wölfischen. Außerdem gibt es eine alte Verbindung von Wolf und Feuer — zum Beispiel wird ein Wolf hungrig und unersättlich genannt, wie das Feuer auch, und man bezeichnete die Lohe, die aus einem Backofen kommt, als Wolf —, so daß im *Schott* eine unheilvolle Triade von Hund, Wolf, Feuer entsteht.

Wolf und Feuer werden in germanischer Volksmythologie mit dem Bösen, der Wolf sogar mit dem Weltuntergang assoziiert, ist er es doch, der am Ende der Zeit sowohl Sonne als auch Mond verschlingt. Vor diesem Hintergrund erschließt sich das ganze Grauen, das sich hinter der Unfähigkeit Schotts verbirgt, den Wolf zu vergessen, „der den Nagel in der Wand sucht, der den Goldzahn im Mund sucht“; es ist der Nagel, an dem man Menschen erhängen kann; es sind die Goldzähne, die die Nazis ihren Opfern aus dem Mund schlugen, um sich an ihnen noch nach dem Tode zu bereichern. Schott und Wolf sind daher Antagonisten; Liu ist die erwünschte Verbündete im Kampf gegen das Wölfische, weil sie schon lange diesen Kampf führt, womit der interpretatorische Rahmen des Animaverlustes, als das Verhalten Schotts bestimmende Element, durch eine mythologische und real-geschichtliche Komponente — auch dies im Sinne Jungs — ergänzt wird.

Ein Name der Angst Schotts ist Schill, einer der Henker in seinem Alptraum. Ursprünglich einer von vier „Gesprächspartnern und Trinkkumpanen“ Schotts (S. 72) wird er im Laufe des Romans zum metaphorischen Wolf. Sein Name steht für den Abfall von Freunden, für totalitäre Machtstrukturen mit stark faschistischer Einfärbung und für menschenverachtende Machtgelüste. Er wird zum Antagonisten schlechthin: „Ich weiß, was Schill ausbrütet. Er will der Größte sein. Er will an den Drücker. Er will uns alle unterbuttern. Wir sollen nach seiner Pfeife tanzen. Am liebsten hätte der doch eine Uniform an. [...] Der will Liu in den Dreck

ziehen. Ich muß Schill umlegen, solange es noch Zeit ist. [...] Du schiebst Liu nicht in den Ofen.“ (S. 177f.) Die Folgen von Schills Machtübernahme antizipierend, denen entsprechend er keinen Kraftwagen benutzen, keine Leihbibliothek, keine öffentliche Badeanstalt, keine grüngestrichenen Bänke benutzen dürfte — alles Restriktionen, denen die jüdische Bevölkerung im Deutschland Hitlers ausgesetzt war —, (S. 240) wehrt sich Schott gegen einen Feind, den er mit Liu gemeinsam hat: „[...] Der Krieg gegen dich geht weiter. Du kriegst von mir, was du brauchst. Dann ist der vorletzte Krieg zu Ende.“ (S. 178)

Ist der antisemitische Kern von Schills Machenschaften anfangs nur angedeutet, wird er im Laufe des Kampfes verstärkt sichtbar und betrifft sogar die Vergangenheit des jüdischen Volkes. Als Schill mit seinen Soldaten die kleine Widerstandsgruppe Schotts im Walde aufrollen will, gehen sie mit einem „Hep, hep, hurra“, dem Kriegsruf der Kreuzritter gegen das jüdische Jerusalem, in den Kampf, und Schill freut sich auch schon: „Hierosolyma est perdita“ (S. 256). Und noch weiter in die Geschichte geht es: Schill streitet in der Wüste auf seiten der Ägypter, die den Auszug der Juden verhindern wollen, und scheitert wie diese. Seine motorisierte Streitmacht fällt von einem Steg. Doch ist der Kampf damit noch nicht beendet, und letztlich geht er schlimm aus. Liu wird, nachdem ihr Jagdflugzeug von feindlichen Soldaten abgeschossen und sie in ein KZ verschleppt wurde, in einem Ofen verbrannt.

Dieser Mord an Liu evoziert einen ganzen Komplex mythologischer und literarischer Bilder sowie Verweise auf historische Orte und Ereignisse. Während die Verbrennung Lius im Sinne germanischer Mythologie als Fressen der Sonne durch den Wolf und damit als Weltuntergang gedeutet werden könnte, erinnern die schwarz uniformierten Männer nicht nur an die mystischen Soldaten in den schwarzen Rüstungen auf den Bildern von Hieronymus Bosch, sondern auch an ganz reale SS-Männer. Und der Ofen, in dem Liu so grausam getötet wurde, evoziert Assoziationen an den als Backofen bezeichneten Verbrennungsofen in Schädlichs Bericht „Mechanik“ aus dem Erzählband *Ostwestberlin* (1987), in dem der geistig behinderte Fritz nach „der Dusche mit Gas“ von den Nazischergen verbrannt wurde. Der Ort des Mordes an Liu ist, wie der Verbrennungsort von Fritz, kein imaginärer Ort, sondern einer der wenigen und der letzte Ort des Romans, der identifizierbar ist. Dieser Ort, so charakterisiert ihn der Verfasser, „läge fünf Meilen östlich einer größeren Hafenstadt“. „Seine Umgebung böte Wanderstraßen [...] bis zur See im Norden und entlang eines nahegelegenen Flußarms und durch fruchtbares Gelände bis zu einer Bucht im Osten“. (S. 336) Die Beschreibung trifft auf die Umgebung eines KZs zu, in dem von 1939 bis 1945 über 65 000 Menschen, von Angehörigen

der polnischen Intelligenz über sowjetische Kommissarinnen bis zu Juden aller Nationalitäten, ermordet wurden. Der Ort heißt Stutthof.

Nicht, daß es in dieser Verkettung von Diktatur, Verfolgung, Angst und Tod im *Schott* kein Bewußtsein Schotts von einem utopisch Anderen gäbe. Der Verweis auf den Heiligen Antonius bezeichnet den einen Pol dieses Bereiches, nämlich das geistige und spirituelle Streben nach individueller Vervollkommnung jenseits körperlicher Bedürfnisse und Wünsche. Der andere befindet sich unter Wasser, wo es keinen Wolf und schon gar kein Feuer gibt. Auch keine Musik, „deren allgemeine Kriterien Dominanz des Sounds und kommerzielle Orientierung sind, und deren Wirkung auf konfektioniertem Gefühlsausdruck und Ablenkung von der Realität beruht“ (S. 262). Dazu ist das Geschlechtsleben der Unterwasserbewohner vergnüglich unkompliziert. Elsbeth, das Anagramm des Namens weist sie als Lesbe aus, öffnet sich Schotts Verlangen ohne Aberworte, und im Hintergrund vermeint man das „Larghetto des Konzerts C-Dur RV 447 von Antonio Vivaldi zu hören“ (S. 261). Schott weiß beides zu schätzen.

Doch ist es gerade dieses Bewußtsein eines Anderen, das ihn seinen unbefriedigenden Zustand umso stärker spüren läßt. Sichtbar wird das besonders an den verstreuten Musikzitaten, die auf eine Innenwelt Schotts verweisen, in der eine schöne, romantische Kunstwelt auflebt, die seiner eigenen Situation entgegengesetzt ist. So ist zum Beispiel fast die gesamte erste Passage auf der Seite 286 eine Zitatmontage aus Wilhelm Müllers und Franz Schuberts *Winterreise*. Als sich Liu über den in der Wüste zu Pergament ausgedörrten Schott beugt, dringen aus seinem Gesicht die Worte „Es brennt mir unter beiden Sohlen“, die dem 8. Teil, „Rückblicke“, der Winterreise entnommen sind. Schotts weiterer Satz „Der Wind, er spielt mit meinen Rändern“ ist als eine Persiflage des 2. Teils der Winterreise anzusehen, in dem es heißt: „Der Wind spielt mit der Wetterfahne“. Auch die folgenden Sätze Schotts stammen aus der Winterreise.

Über die Verdeutlichung der schlimmen Situation Schotts durch deren Konfrontation mit der Schönheit Schubertscher Lieder hinaus, haben die Verweise auf eine romantische Klangwelt zwei Funktionen im Roman. Erstens erscheint mit ihr auch die Lebenswelt Schuberts, sein Schwanken zwischen den hohen Idealen klassisch-romantischer Kunst und seinem, besonders von seinem Freund Schobert provozierten Lebensstil in Kneipen und Bordellen, was wiederum einen indirekten Einblick in das Innenleben Schotts, das sonst weitgehend verschlossen bleibt, vermittelt — eine Parallele zur bildlichen Darstellung des in Versuchung geführten Heiligen Antonius in den Bildern Boschs. Schott gibt sich angesichts des Todes in der Wüste

als ein in den Großstadtkneipen und -bordellen verirrter Romantiker zu erkennen, der einen Weg nach Hause sucht. Zweitens ergibt sich durch diese Zitate eine philosophisch-atmosphärische Konfrontation zweier untergründig miteinander verbundener Zeitalter: der Romantik und der Moderne, die an diesem Punkt des Textes durch die beiden Figuren Schott und Liu vertreten werden.

Wie schwer sowohl die Affinität als auch der Widerspruch zwischen beiden auszuhalten ist, verdeutlicht das folgende tragische Liebesduett über Jahrhunderte hinweg:

> *Liu flüsterte, Schottschottschott!, und hörte,*
> *Drei Sonnen sah ich am Himmel stehn.*
> *Liu blickte vorwurfsvoll zur Sonne auf.*
> *Aber die Sonne äußerte kühl, Die Leute sehen sich nicht vor, und wenn sie verbrennen, tja, dafür kann ich nicht.*
> *Liu flüsterte, Schott!, und hörte,*
> *Immer warten nur die, die wirklich zerstieben.*
> *Liu sagte, Schott, sei nicht selbstgerecht!, und hörte,*
> *Manche Trän aus meinen Augen,*
> *aber Liu sagte, Und beherrsche dein Selbstmitleid* . (S. 286)

Während Schott Liu verhalten und indirekt seine vergebliche Liebe erklärt, indem er aus der Winterreise zitiert: „Drei Sonnen sah ich am Himmel stehn“ — aus dem 23. Teil, „Die Nebensonnen“ —, hört er von der Sonne (die hier für Weisheit und Klarheit steht) die kühle und für ihn bittere Wahrheit des frühen 20. Jahrhunderts: „Die Leute sehen sich nicht vor, und wenn sie verbrennen, tja, dafür kann ich nicht“, einem Marlene Dietrich-Lied aus dem Sternberg-Film *Der blaue Engel* entnommen. Die Bitterkeit Schotts zeigt sich in einem weiteren Liedtext, den Schott, auf seine Situation in der Wüste zugeschnitten, verändert hat: „Immer warten nur die, die wirklich zerstieben“ — eine bittere Verballhornung von „Immer warten nur die Menschen, die lieben“ aus Zarah Leanders Lied „Ich steh im Regen und warte“. Der Dialog schließt ab mit einem weiteren Zitat Schotts aus der Winterreise: „Manche Trän aus meinen Augen“ (6. Teil, „Wasserflut“), das seine ganze Verzweiflung ausdrückt, während Liu ihn in modernerer Denkart daran erinnert, sein Selbstmitleid zu beherrschen.

Der Gebrauch dieser Zitate verweist darauf, daß die Tragik des Nicht-Zueinanderfindens beider Figuren nicht nur darin liegt, daß sie, was ihre Gefühlslage angeht, aus verschiedenen Jahrhunderten kommen, sondern auch darin, daß diese, weil sie ja in einer anderen Zeit leben, vermittelt ist; gerade weil Liu und Schott physisch in einer technologisch avancierten Welt leben, kann er sich gefühlsmäßig, etwa über Schallplatten oder CDs, in den zu Musik geronnenen Sehnsüchten des frühen 19. Jahrhunderts einrichten, während sie sich aus der Massen-

kultur der zwanziger und dreißiger Jahre bedienen mag. Beide folgen aber damit Rollen, deren Skripte und Noten andere geschrieben oder komponiert haben, und können daher umso schwerer zueinander kommen. Die Angst Schotts entspringt wohl auch dieser Erkenntnis: daß die verfügbaren Rollen, weder die historisch vermittelte noch die moderne, nicht so recht für ihn taugen. Ob als Liebender, Teetrinker, Hundehasser, Pistolenschütze, Erfinder, Suchender, Bordellbesucher oder zeitweiliger Anführer einer Widerstandsgruppe, er bleibt ein heimatloser urbaner Odysseus auf der Suche nach Penelope, die, was er ahnt, fürchtet und doch nicht wahrhaben will, nur ein Traum seines, für Liu unzeitgemäßen, Begehrens war. Und, was noch schlimmer ist, die Sprache, die ihm zu Verfügung steht, diese Angst und diese Not auszudrücken, wird nicht mehr verstanden.

Doch ist die Angst Schotts nicht die der Erzähler- und Verfasserfigur, der sie durch Ironie und durch die Erzählkonstruktion überwindet. Entweder durch die leichte, zum Lächeln reizende Ironie, wie sie z. B. in den Worten der klugdummen Wissenschaftler, in den Bemerkungen der Verfasserfigur zu Schott oder im photographisch Genauen einiger Teile des Textes aufblitzt, das den in der heutigen Literatur und in den Medien dominierenden Hyperrealismus ad absurdum führt. „Das war jetzt aber ganz realistisch“, bemerkt der Erzähler nach der Beschreibung einer Orgie in Schotts Zimmer, die sich bei genauerem Lesen als die Beschreibung eines Boschbildes erweist. Oder er überwindet sie durch die versteckte und durch und durch schwarze Ironie, die man schmerzhaft und doch auch mit einem Aufbegehren zur Kenntnis nimmt, wenn man in der Beschreibung der Umgebung des Konzentrationslagers, in dem Liu verbrannt wird, die Worte der Mutter eines der größten deutschen Philosophen des 19. Jahrhunderts, Johanna Schopenhauers, wiedererkennt, die in ihrer Autobiographie von der Schönheit des Ausflugs- und Ferienortes Stutthof erzählte[8] , dem fiktiven Todesort Lius wie des realen Todesortes so vieler Opfer des nationalsozialistischen Rassenwahns, und die durch den Ort und die Art ihres Lebens, das Goethesche Weimar mit seinen Idealen von Kunst und geistiger Toleranz, gerade die Welt vertritt, die für Schott, genau wie die Musik Bachs und Schuberts, eine Art Gegenwelt darstellt.

Und er überwindet sie durch seine Erzählweise, die sich aus dem subjektiven Wagnis zur freien Gestaltung, zur Fiktion ergibt. Schotts Gründe für seinen Abscheu vor dem Fotografieren erklären *in nuce*, worum es bei dieser Erzählweise geht. Schott haßt das Fotografieren nicht nur, weil diese Abbilder notgedrungen immer den falschen Eindruck erwecken — zum Beispiel würde er, Schott, auf Bildern immer lachen, während er das im „wirklichen“ Leben selten täte —, sondern auch, weil es ihn gegenüber dem Fotografierenden, der nie sichtbar wird, in einen wehrlosen Zustand versetzt.

[8] Johanna Schopenhauer, *Im Wechsel der Zeiten, im Gedränge der Welt*, München 1986, S 253-261.

> „Es ärgert mich, daß ich nie sehe, wer ein Foto, das ich mir ansehe, gemacht hat. [...] Auf dem Foto, das du von mir gemacht hast, warst du nicht zu sehen. Wie blöd du dagestanden hast mit der Kamera vor dem Gesicht. Wie du mich vollgequatscht hast.“ (S. 214)

Wie rebellisch diese Beschwerde gemeint ist, ergibt sich aus dem Rhythmus des Satzes „Auf dem Foto, das Du von mir gemacht hast, warst du nicht zu sehen“. Es liest sich wie ein Echo des Goetheschen Gedichtes „Prometheus“, **dem** Gedicht des Sturm und Drang („ ... und meine Hütte, die du nicht gebaut“), in welchem Goethe mit der Figur des gefallenen griechischen Halbgottes gegen die Autorität des Zeus opponiert, indem er Promotheus darauf bestehen läßt, Menschen, und damit sich, nach seinem Gutdünken zu schaffen; parallel zu Schott, der es nicht zulassen will, daß Mott als Fotograf ihn mit seinen Bildern erst „erschafft“. Schott will nach eigenem Gutdünken Schott sein. Indem Schädlich keine fotografischen Abbilder von Menschen herstellt, sondern von den menschlichen Möglichkeiten schreibt, z. B. von den Möglichkeiten Schotts, und sich entgegen dominierender Realismusdoktrin als Autor künstlerisch nicht darauf festlegen läßt, in seinem Roman Abbilder zu schaffen, plädiert er symbolisch auch für die Möglichkeit der autonomen und damit freien Entscheidung von Menschen insgesamt und erweist sich in diesem Punkt als Kantianer.[9]

Schon in *Catt*, seinem ersten Romanentwurf aus den späten sechziger Jahren, finden sich Spuren von Prinzipien, die für den zwanzig Jahre später entstandenen *Schott* tragend werden. Dort werden sie als Vorlieben der Heldin Janina beschrieben: Janina will immer sachlich sein, glaubt an eine psychische Realität, die nur durch Symbole zugänglich wäre, und es gefällt ihr jene Malerei, die Gefühle ausdrücke, die von allem Persönlichen und Ungenauen befreit sind. „Große Werke verglich sie mit symphonischen Kompositionen, bei denen die Melodie eine ganz untergeordnete Rolle spielt.“[10] Es erscheint daher durchaus einleuchtend, warum es im *Schott* nicht nur Werke Hieronymus Boschs sondern auch August Mackes sind, die Teil des Textgewebes werden. So benutzt der Autor z.B. die Beschreibung von vier Bildern August Mackes, nämlich „Zwei Männer mit Frau“, „Gruß vom Balkon“, „Picknick nach dem Segeln“ und „Tänzer“, in denen gesichtslose Männer und eine Frau abgebildet werden, denen Schädlich die Namen Lisch, Mott, Tomm und Liu zuordnet, um das Verhältnis der Figuren im Text

[9] Siehe Immanuel Kant, *Grundlagen zur Metaphysik der Sitten. Werke in 12 Bänden*, herausgegeben von Wilhelm Wieschedel, Frankfurt am Main 1977. Um nur auf zwei Zitate zu verweisen: „Autonomie ist also der Grund der Würde der menschlichen und jeder vernünftigen Natur.“(S. 87); „Mit der Idee der Freiheit ist nun der Begriff der Autonomie unzertrennlich verbunden.”(S. 118).

[10] Hans Joachim Schädlich, „[...] und am Ende ist es umsonst“, in: Karl Corino, *Nach zwanzig Seiten waren alle Helden tot* : *erste Schreibversuche deutscher Schriftsteller*, Düsseldorf 1995.

als eine allgemeine Konstellation zu verdeutlichen. Die Gesichtslosigkeit der bei Macke dargestellten Personen verweist auf das Exemplarische und damit auf die im Exemplarischen verborgenen Möglichkeiten für die einzelnen Figuren. Schädlichs Schreibprinzip ist das spielerische Ineinanderflechten allgemeiner Konstellationen, Situationen und Sprachspiele. Ähnlichkeiten dieses Herangehens, z. B. bei der Figurengestaltung, findet man sowohl in der strengen Abstraktion von Individualität, also von Zufälligem, wie man sie etwa in den Genrebildern der Heidelberger Liederhandschrift des frühen 14. Jahrhunderts findet, deren Porträts nicht die Individualität, sondern das Konzentrat der durch den Stand des Porträtierten, seinen Namen, oder seine Verse assoziierten Möglichkeit darstellen.[11] Schädlich erkundet mit seiner Figur Schott die Realität des Möglichen. Robert Musils Ulrich im *Mann ohne Eigenschaften* hätte diese Denkweise wohl gefallen.[12]

Schott, Hans Joachim Schädlichs erster Roman, fand bei der Kritik eine sofortige und teilweise enthusiastische Aufnahme. Ruth Klüger bezeichnete *Schott* als ein Meisterwerk, Günther Rüther sprach davon, daß *Schott* noch stärker als vorangegangene Arbeiten des Autors ein Sprachkunstwerk sei.[13] Martin Kurbjuhn nannte Schott „eins der komischsten und charmantesten Bücher, die in den letzten Jahren in deutscher Sprache geschrieben worden sind.“[14] Paul Ingendaay erklärte *Schott* zu einem Versuch, eine spannende Geschichte zu erzählen[15] , und Jürgen Serke befand in der *Welt*, daß *Schott* „[...] das exemplarische Buch über die Katastrophe unseres Fortschrittsdenkens ist, das exemplarische Buch über den Verrat im 20. Jahrhundert, das exemplarische Buch über die Folgen materialistischen und positivistischen Denkens,

[11] Peter Wapnewski, „Die Gebärden einer verdämmerten Welt“, in: *Zeitmagazin* vom 26.8.1988. Folgende Passage aus dem Artikel findet sich unterstrichen in den Materialien zu Schott: „Sie sind keine naiven Genrebilder, herzig oder martialisch, idyllisch oder heroisch, lieblich oder dramatisch. [...] All dies und anderes zwar geben die Bilder wieder, nicht aber tun sie es im schildernden Stile einer sinnlichen Nachahmung, sondern in der strengen Abstraktion der Wahrnehmung, in der Reduzierung auf eine Idee. Nicht als vermeintliche Individualität, [...] sondern als Konzentrat der durch seinen Stand, seinen Namen, oder seine Verse assoziierten Möglichkeit. Diese Bilder sind Signale, verweisen über ihre vordergründigen Konturen hinweg auf eine durch sie repräsentierte allgemeinere Gültigkeit, sie sind idealtypische Projektionen einer damals — im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts — schon verdämmernden Welt.“

[12] „Er haßt heimlich wie den Tod alles, was so tut, als stünde es für allemal fest, die großen Ideale und Gesetze und ihren kleinen versteinten Abdruck, den gefriedeten Charakter.“, Robert Musil, *Gesammelte Werke*, Bd. 2., Reinbek bei Hamburg 1978, S. 533-539.

[13] Günther Rüther, „Hans Joachim Schädlich. Zwischen Fiktion und Realität“, in: *Internationales Forum für Kultur, Politik und Geschichte* vom Oktober 1996, S. 40-51.

[14] Martin Kurbjuhn, „Die unaufhörliche Koketterie des Schreibens. Einige literarische Posen deutscher Gegenwartsautoren“, in: *Litfass*, 57 (1993), S. 102.

[15] Paul Ingendaay, „Kunstfigur mit Echtheitssiegel“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 14. April 1992 (Literaturbeilage).

das den Weg in die Entmenschlichung freigemacht hat.“[16] Nur Volker Hage muß es deutlich sagen: „*Schott* ist Avantgarde aus zweiter Hand.“[17]

Während Begriffe wie Avantgarde schon deshalb fehlgreifen, weil der Text so nicht gemeint war, ist *Schott* gewiß kein gewöhnlicher, leicht zu konsumierender Text, sondern ein rätselhaftes Werk, das eine Deutung geradezu herauszufordern, sich ihr aber gleichzeitig zu verschließen scheint — eine Situation, die für viele Leser anregend und frustrierend zugleich ist, hat man es doch gern, wenn man etwas Eindeutiges schwarz auf weiß verbürgt nach Hause tragen kann. Was den Roman so rätselhaft macht, ist die Komplexität seines Gewebes aus Episoden, literatur- und kunsttheoretischen Überlegungen, teilweise verzweiflerisch, teilweise spielerisch humorvollen Abschweifungen sowie Unterhaltungen zwischen einem Verfasser, Erzähler, Kunstrichter und Lesern.

Fast scheint es, als stelle die Verfasserfigur selbst die Existenz eines Romankonzepts in Frage, wenn er auf eine vorgestellte Leserfrage nach so einem Konzept unwirsch entgegnet: „Selbst ein Elefant weiß erst wohin er wollte, wenn er angekommen ist.“ (S. 185) In vielen Besprechungen war daher neben der Bewunderung auch eine gewisse Hilflosigkeit gegenüber diesem Werk spürbar, das viele Rezensenten, mit beträchtlichem Recht, zu den verschiedensten Interpretationen anregte. So mag es wahr sein, daß Schädlich in *Schott* „die leerlaufenden und brutalen Mechanismen der kapitalistischen Warenwelt seziert“[18] , wie Ludwig Arnold meint. Auch ist nicht von der Hand zu weisen, daß „*Schott* nicht zuletzt ein Buch über die abgestorbene Veränderungsfähigkeit der Menschen ist“, und daß wir „im Verlauf des deprimierenden Durchgangs mehr über unsere deformierte Welt erfahren als in langen Dokumentationen, Kommentaren und Analysen“[19] , wie Theo Buck das formuliert hat. Zufriedenstellend sind diese Deutungen alle nicht. Leser- und Kritikererwartungen nach der schlüssigen Deutung fertigt die genervte Verfasserfigur im Roman in einer imaginierten Auseinandersetzung so ab: „Ich weiß [trotzdem] nicht, wovon die Rede ist. [...] Ich liefere bloß eine Beschreibung. Machen Sie daraus, was Sie wollen. Das geht mich nichts an.“ (S. 185)

Zusätzlich macht der Erzähler, Leser- und Kritikerbeschwerden antizipierend, schon am Anfang des Romans klar, daß es ihm in *Schott* auch nicht um ästhetische Befriedigung geht (ob-

[16] Jürgen Serke, „Wer die Frau im Feuer sucht. Anmerkungen zu Hans Joachim Schädlichs Roman Schott“, in: *Die Welt* vom 4. April 1992.

[17] Volker Hage, „Abschottung. Hans Joachim Schädlichs Roman — Meisterwerk oder Avantgarde aus zweiter Hand?“, in: *Die Zeit* vom 5. Juni 1992.

[18] Heinz Ludwig Arnold, *Die drei Sprünge der westdeutschen Literatur. Eine Erinnerung*, Göttingen 1993, S. 129.

wohl sich diese bei einigen Lesern eingestellt haben wird), denn schließlich sei „ästhetische Befriedigung kein literarischer Zweck“ (S. 7) — eine Maxime, die nicht nur den Marketing Abteilungen aller Verlage, sondern auch der deutschsprachigen Literatur mit ihrer neuen Sensualität entgegenstand. Dagegen nichts Kulinarisches im *Schott*. Der Roman ist schwer verdaulich. Selbst dort, wo noch am ehesten sensuell Verwertbares zu finden wäre, bei seiner genauen Beschreibung von verschiedenen Sexualakten in Kneipenbordellen, stellt sich kein Genuß ein. Die Kälte der Beschreibung verhindert auch das. Kein „Nutzen“ also entspringt diesem Roman, weder ein materiell-sensueller noch ein offenbar ideologischer. Die niedrigen Verkaufsquoten zahlen es dem Autor heim.

Es fällt nicht leicht, die so tückische Frage nach der Kausalität solchen Schreibens zu beantworten. Selbstverständlich spielen persönliche und Generationserfahrungen mit Kunst, Musik, Krieg, Diktatur und Verrat eine Rolle. Und selbstverständlich fällt die ansonsten wenig wahrscheinliche Affinität zu Theodor W. Adorno und dessen Unbehagen am modernen Kulturbetrieb nach der zweiten großen Katastrophe dieses Jahrhunderts auf, der sich über das ideologische Engagement in den Künsten lustig gemacht hatte und in der Funktionslosigkeit die eigentliche Funktion der Kunst sah. Und schließlich setzt sich Hans Joachim Schädlich, auch in diesem Punkte Adorno unerwartet ähnlich, sowohl gegen den Hyperrealismus moderner Fernsehserien und Nachrichten zur Wehr, in denen nichts verborgen bleibt und alles Wichtige an Bedeutung verliert, als auch retrospektiv gegen den von der DDR propagierten sozialistischen Realismus mit seinen unrealistischen Vorstellungen von Widerspiegelung und positivem Helden. Doch reichen diese Erklärungsversuche für ein Werk wie *Schott* aus?

Als Schädlich seinen Roman im Jahre 1987 begann, sollte die Berliner Mauer, laut Erich Honecker, noch 100 Jahre stehen. Als der Autor ihn im Herbst 1991 beendet hatte, feierte das vereinte Deutschland seinen ersten Jahrestag, die Länder Osteuropas befanden sich auf dem Weg in die Demokratie, und die sowjetische Fahne war, durch eine russische ersetzt, vom Kreml verschwunden. Was immer die Intention des Autors und die „geschichtliche Wirklichkeit” waren, die in den Roman eingingen, Schott liest sich als der literarische Versuch, die Freiheit und das offene und sublimierte Erbe der Diktatur in einer demokratisch verfaßten Gesellschaft auszuloten. Er ist ein Versuch, die existentiellen Nöte und Möglichkeiten eines heutigen, eines Menschen nach den Diktaturen zu erforschen. Der Text stellt außerdem eine Kampfansage an alle und alles dar, was diesem Versuch entgegensteht, ohne dabei jedoch in

[19] Theodor Buck, „Hans Joachim Schädlich”, in: Ludwig Arnold (Hrsg.), *KLG. Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, München.

einen politischen oder philosophischen Diskurs einzutreten — der Roman bewegt sich weitgehend im Bereich des bedeutungsvoll Phantasmagorischen. Sein Verhältnis zu dem, was man als Realität bezeichnet, oszilliert zwischen ironischem Hyperrealismus und traumhaftem Gleichnis. Er ist ein Werk aus dem Geist künstlerischer Autonomie und, in seiner Nichtkonsumierbarkeit, auch ein Dokument der Verweigerung und der Kampfansage gegenüber Kunst- und anderen Richtern, die ihm über die Frage nach der Nützlichkeit solchen Schreibens ins Handwerk pfuschen könnten. Im Hintergrund dieser Kunstanschauungen steht so die Verweigerung der Vereinnahmung von Literatur und Kunst durch die verschiedensten ideologischen, politischen und religiösen Machtausüber und die Erprobung der Wirklichkeit durch den Entdecker Schott mit dem Mittel seiner sprachlichen Eskapaden, wofür Heinz Ludwig Arnold die Metapher „Poetik der Subversion“ geprägt hat.[20]

Alles dreht sich um Schott, doch die Figur Schott weist über sich hinaus auf die existentiellen, politischen und ästhetischen Probleme unserer und anderer Zeiten, auf die sie höchst sensibel und rebellisch reagiert. Trotz der Schottschen Angst, ganz so trostlos ist der Roman deswegen nicht. Ob sich der Autor das dabei gedacht hat?

[20] Heinz Ludwig Arnold (Anmerkung 18), S. 129.

Institut für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien, FB 10
Materialien und Ergebnisse aus Forschungsprojekten des Institutes

bisher erschienen:

Heft 1: Bürgerbewegungen und Politische Kultur:
Zwischenbilanz einer Regionalstudie über das Neue Forum Rostock
Lothar Probst
Juni 1991/- vergriffen -

Heft 2: DDR-Literatur und Literaturwissenschaft in der DDR: Zwei kritische Bilanzen
Klaus Städtke / Wolfgang Emmerich
Juni 1992/- vergriffen -

Heft 3: Ästhetische Modernisierung in der DDR-Literatur: Zu Texten Volker Brauns aus den achtziger Jahren
Wilfried Grauert
November 1992/- vergriffen -

Heft 4: Intellektuellen-Status und intellektuelle Kontroversen im Kontext der Wiedervereinigung
Wolfgang Emmerich / Lothar Probst
November 1993

Heft 5: Interviewliteratur zum Leben in der DDR:
Das narrative Interview als biographisch-soziales Zeugnis zwischen Wissenschaft und Literatur
Hans Joachim Schröder
Dezember 1993/ - vergriffen -

Heft 6: Politische Mythen und symbolische Verständigung:
Ergebnisse einer Lokalstudie über die rechtspopulistische DVU in Bremen
Lothar Probst
Oktober 1994

Heft 7: Zwischen Verweigerung und Etablierung:
Eigenständige Räume der bildenden Kunst in der DDR der achtziger Jahre
Frank Eckart
November 1995

Heft 8: Schkona, Schwedt und Schwarze Pumpe -
Zur DDR-Literatur im Zeitalter der wissenschaftlich-technischen Revolution (1955-1971)
Carl Wege
Februar 1996

Heft 9: Zwei Klassikerinnen der Interviewliteratur: Sarah Kirsch und Maxie Wander
Hans Joachim Schröder
Juli 1996

Heft 10: Wer ist die PDS? Zwei Beiträge zu Programm und Profil einer postkommunistischen Partei
Dirk Rochtus - Delf Kröger/Lothar Probst/Jörn Rollfinke/Peter Tänzer
Dezember 1996

Heft 11 »Stolz und Vorurteil« Junge Dichter über deutsche Dinge nach der Wende 1989.
Die Wende in der Prosa junger deutscher Autoren
Cordula Stenger
Dezember 1997

Heft 12 Sybille: Eine ostdeutsche Soziobiographie
Regina Kröplin
Januar 1998

Heft 13 Hans-Joachim Schädlich - Zwei Studien und ein Gespräch
Wolfgang Müller
Februar 1999